

Heimatland

Heimatbund Niedersachsen e.V.

Gegründet 1901

Heft 3/Juli 2020





Heimatland

Zeitschrift für Heimatkunde · Naturschutz · Kulturpflege



Mit ständigen Berichten und Bildern aus dem Historischen Museum am Hohen Ufer Hannover
Herausgegeben vom Heimatbund Niedersachsen e. V., Hannover. Gegründet 1901

Inhaltsverzeichnis

Das bewegt mich (Heinz-Siegfried Strelow) ..	99	Aus dem Vereinsleben	
Georg Ruppelt: Oskar Meding (Gregor Samarow)	100	Geburtstage – Hochzeitstage – Verstorbene ..	128
Heinz-Siegfried Strelow: Wo Hermann Löns pirschte und Friedrich Gauß forschte	111	Nachruf Friedrich-Wilhelm Busse	130
Jörg Meyer-Gruhl: Wüstung Assum – Heimat von Vorfahren bedroht	114	Nachruf Prof. Dr. Hans Heinrich Seedorf	131
Am schwarzen Brett		Volksbegehren Artenvielfalt gestartet	132
Veranstaltungen Juli, August, September ...	118	Replik auf die Ergänzungen von Dr. Sebastian Dittrich in HL 2/2020	133
Erlesenes von Georg Ruppelt		Anmerkungen zum Bericht von Dr. Adolf Peeck in HL 2/2020	134
Schiller und Hannover	118	Leserbrief und Anfrage von Klaus Lorenz	136
Plattduitsch		Unsere Gruppen berichten	
Heinrich Sohnrey: Der Kuckuck im Volksmunde	121	Bad Pyrmont: Hummelpfad angelegt	136
Heimatspiegel		Gronau: Neue Ortsgruppe gegründet	138
Sehnde: Einen alten Brauch wiederbeleben – Die Hochzeitspuppe	124	Hänigsen: Historische Teerkuhle gesichert ...	139
Bokeloh: Schützenfest früher und heute	125	Sehnde: Historische Straßenschilder erneuert	140
Die Marienburg soll künftig als „Gesamt- kunstwerk“ präsentiert werden	127	Unsere Gruppen kündigen an	141
		Neue Bücher	141

Das Titelbild zeigt:

Knieender Engel aus der Halle der Engesohder Friedhofskapelle, Foto: Heinz-Siegfried Strelow

Das bewegt mich

STICHWORT: Corona-Pandemie

Als am Silvestertag 2019 uns erstmals die Meldung über eine „mysteriöse Lungenkrankheit“ erreichte, die in der chinesischen Millionenstadt Wuhan ausgebrochen sei, ahnte wohl niemand, dass dies das einschneidendste Ereignis für das Jahr 2020 werden würde – und sicherlich über dieses noch hinaus. Binnen weniger Wochen breitete sich der Corona-Virus Covid-19 über den gesamten Planeten Erde aus, von Island bis Neuseeland, von der Steppe Patagoniens bis an Russlands Eismeerküste. Eine Pandemie, wie wir sie noch nie erlebt haben. Bislang fielen dem Corona-Virus weltweit Millionen Menschen zum Opfer. In Deutschland sind es, da ich diese Zeilen kurz vor Pfingsten schreibe, rund 8.000 Tote, in Niedersachsen rund 600, davon 100 in der Region Hannover. Wie hoch die tatsächliche Zahl von Infizierten ist, weiß wohl niemand genau.

Dass Deutschland mit Verspätung, dann aber doch recht konsequent mit Grenzschließungen, Quarantänemaßnahmen und dem Aussetzen des Schul-, Kultur- und Freizeitbetriebes reagierte, war richtig. Es zeigte auch Wirkung, denn die Infektionszahlen gingen merklich zurück.

Ab Mai folgte eine vorsichtige Lockerung der Pandemie-Beschränkungen. Händeschütteln und Umarmungen sind weiter tabu, das Arbeiten im Home-Office und die Maskenpflicht werden noch lange zu unserem Alltag gehören. Normalität ist das noch nicht. Oder wird sie es – vielleicht sogar auf unabsehbare Zeit? Fest steht jedenfalls, dass eine allzu schnelle Aufhebung der Kontaktsperrn sehr schnell zu einer zweiten Corona-Welle führen kann, vor allem im Herbst.

Dass die Wochen, bald Monate anhaltende Kontaktsperre gerade für Senioren frustrierend ist, die in Alten- und Pflegeheimen keinen Familienbesuch empfangen können, ist verständlich. Und ebenso verständlich sind die Sorgen, die sich viele mittelständische

Einzelhändler und das besonders arg gebeutelte Fremdenverkehrs- und Gastronomiegewerbe machen.

Ihren Unmut sollten wir aber sauber trennen von bestimmten Protestlern: Von den Hohlköpfen, die anfangs noch „Corona-Partys“ veranstalteten und den Wirrköpfen, die kruden Verschwörungstheorien anhängen oder wie bei religiös Verbohrten, die das Abstandsgebot missachten, wie jüngst bei einem Pfingstler-Gottesdienst in Bremerhaven oder einem gemeinsamen Shisha-Rauchen nach einer muslimischen Zuckerfest-Feier in Göttingen. Die Quittung mit vielen Neuinfizierten folgte auf den Fuß.

Bundeskanzlerin Angela Merkel und der Präsident des Robert-Koch-Instituts Lothar Wieler reden davon, dass wir bei aller Vorsicht „in eine neue Normalität zurückkehren“ können. Das ist unlogisch. Es kann keine Rückkehr zu etwas Neuem, sondern nur die Rückkehr zu etwas Altem, vorzugsweise Altbewährtem geben. Die Besinnung auf die kleine Gemeinschaft und Familie, die Hilfsbereitschaft und die Entschleunigung sind – neben der Entlastung der Natur aufgrund weniger Emissionen aus Industrie und Verkehr – die „positiven“ Seiten der Pandemie.

Dieser Tage fiel mir eine Fotografie in die Hände, die ich vor einigen Jahren auf dem Engesohder Friedhof in Hannover machte. Sie zeigt einen von der Abendsonne beleuchteten knieenden Engel. Ein tröstliches Bild. Sein Schattenwurf aber wirkt bedrohlich, wie eine Unheilsgestalt aus dem Hades. Ich wählte es deshalb als Titelbild für diese HEIMATLAND-Ausgabe. Denn es passt zu der Krisenzeit, in der wir leben.

Heinz-Siegfried Strelow



Das bewegte Leben des Oskar Meding (Gregor Samarow)

Ein hannoverscher Diplomat und Bestsellerautor (1828–1903)

Anfänge

„Es war um die neunte Abendstunde eines dunklen Aprilabends des Jahres 1866. Eine Berliner Droschke fuhr in dem, diesen Kommunikationsmitteln eigentümlichen Trab die Wilhelmstraße herauf und hielt vor dem breiten durch zwei Gaslampen hell erleuchteten Thor des Hauses Nr. 76, des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten.“ – So beginnt der vierbändige Roman „Um Szepter und Kronen“ des Erfolgsschriftstellers Gregor Samarow von 1874. Mit diesem Satz erweist sich der Autor als ein Meister der Exposition mit Neigung zum Detail. Wir erfahren in diesem Satz, wann sich das Folgende zutragen wird, nämlich im deutschen und europäischen Schlüsseljahr 1866; wir sind in Berlin, genauer: zunächst vor und wenige Sätze weiter im preußischen Außenministerium. Höchste politische Aktualität konnte der zeitgenössische Leser nach dieser Einführung mit Fug und Recht erwarten, und seine Erwartung wird nicht enttäuscht. Die sich anschließende Szene trägt sich im Vorsaal bzw. im Kabinett des preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck-Schönhausen zu.

So trocken beschreibend wie dieser Roman beginnt, so pathetisch-kitschig endet er:

„Graf Bismarck richtete den Blick aufwärts, es schimmerte wie sonnige Verklärung über seine bewegten Züge, er faltete die Hände, und leise den Klängen der Melodie folgend, flüsterten sein Lippen:
„Eine feste Burg ist unser Gott,
Ein' starke Wehr und Waffen!“

In diesen beiden Textbeispielen sind in nuce die Themen und Ausdrucksmöglichkeiten enthalten, über die der ungeheuer produktive Schriftsteller verfügte. Sama-

row besaß ein sehr detailliertes, ja intimes Wissen über die politischen Zeitläufte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und er scheute nicht davor zurück, wann immer es für notwendig hielt – oder in späteren finanziellen Bedrängnissen – wann immer es für ihn notwendig wurde, alle Mittel der Kolportageliteratur seiner Zeit einzusetzen.

Während er politische oder auch kriegerische Ereignisse meist recht kühl und distanziert schildert, verfällt er bei der Beschreibung von Persönlichkeiten, die er bewundert, nicht selten in einen aufdringlichen Huldigungsstil.

Ein Schlüsseljahr und eine Schlüsselgestalt

Wäre Deutschland und der Welt der „Führer“ Adolf Hitler erspart geblieben, wenn das Königreich Hannover sich 1866 neutral verhalten hätte? Wenn Hannover nicht von Preußen annektiert, also mit Gewalt und ohne Berechtigung in dessen Besitz gebracht worden wäre? Wenn es zu einer „großdeutschen“ oder gar keiner Einheitslösung gekommen wäre? Hätten sich bei einer anderen Weichenstellung im Jahre 1866 vielleicht sogar früher und nachhaltiger republikanische und demokratische Tendenzen in Deutschland durchsetzen können, etwa so, wie es 1979 von Carl Amerly in seinem Roman „An den Feuern der Leyermark“ beschrieben wurde? (Bayern verwandelt darin mit Hilfe amerikanischer Söldner den „historisch notwendigen Sieg“ Preußens bei Königgrätz in eine Niederlage.) – Müßige Fragen? Mag sein, aber doch Fragen, die sich ernstzunehmende Historiker, Politiker und spekulative Schriftsteller immer wieder gestellt haben und dies gewiss nicht ausschließlich aus Freude am Spiel mit der



Oskar Meding

Phantasie und logischer Deduktion. Sie haben damit gelegentlich wohl auch im Sinn gehabt, alternative Wege wenigstens einmal ins Auge zu fassen. In der Regel nehmen diese spekulativen Texte einen Wendepunkt in der Geschichte zum Ausgangspunkt – ein Schlüsselereignis, das wesentlich die Weichenstellung für den Ablauf der zukünftigen Geschichte beeinflusst hat. Ein solches Jahr war für die europäische Geschichte 1866.

In diesem Jahr drehte auch ein Mann an einem Zahnrädchen der Geschichte, der zu den eigenartigsten Erscheinungen der Literatur des 19. Jahrhunderts gehört – ein Mann, dessen Charakterbild nicht nur in der Rückschau außerordentlich schwankt, dessen Leben zu gegensätzlichen Extremen neigte und der heute, außer in Einträgen in Literaturlexika, so gut wie vergessen ist. Er war Jurastudent, Korpsbruder und preußischer Beamter – und nach Zeitzeugen der unbürokratischste und unbürgerlichste Mensch, den man sich denken kann. Er war offenbar der preußischen wie der hannoverschen Krone treu ergeben – wahrscheinlich aber wohl nicht zur selben Zeit. Er verdien-

te viel Geld, war aber regelmäßig knapp bei Kasse. Er verehrte König Georg V. und Kaiser Wilhelm I. mit deutlich offener Inbrunst und ließ dennoch Sympathien für die Demokratie erkennen.

Die erste Hälfte seines Erwachsenenlebens verbrachte er vornehmlich in Hannover, Paris und Wien, später residierte er auf dem Wohldenberg, einer verwunschenen niedersächsischen Märchenlandschaft nahe Hildesheim. Während der letzten sieben Jahre seines Lebens wohnte er als armer Mann in Berlin.

Seine Romane, die er unter verschiedenen Pseudonymen, vor allem als Gregor Samarow schrieb, waren noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beliebt und wurden in mehrere Fremdsprachen übersetzt. Kurz: Der Mann, der mit dem Namen Samarow berühmt wurde, war ein ungewöhnlich interessanter und schaffenskräftiger Mensch mit großen Fähigkeiten und großen Schwächen – ein Nebenprodukt der Literaturgeschichte, aber womöglich ein Weichensteller für die politische.

Gregor Samarow – der Bestsellerautor

Der erste Roman, den der Schriftsteller mit dem russisch klingenden Namen unter dem Titel „Um Szepter und Kronen“ 1872 bei Hallberger in Stuttgart veröffentlichte, begründete seinen Ruhm. Bis 1876 erwuchs daraus ein Romanzyklus von insgesamt fünf Romanen in 24 Bänden: „Europäische Minen und Gegenminen“, „Zwei Kaiserkronen“, „Kreuz und Schwert“, „Held und Kaiser“. Der Zyklus wurde ein sensationeller Erfolg. Es war der Beginn einer schriftstellerischen Karriere, an deren Ende über 60 meist mehrbändige Romane in vielen Auflagen standen. Sein Roman „Höhen und Tiefen“ (1879/80) beispielsweise erreichte in der Übersetzung als „Les scandales de Berlin“ in Frankreich bis 1887 (mit einer für Berlin wenig schmeichelhaften Vorrede) allein sieben Auflagen.

Der unter dem von der russischen Teemaschine abgeleiteten Namen publizierende Bestsellerautor verwendete noch die Pseudonyme Detlev von Geyern, Leo Warren, Walter Morgan, Kurt von Walfeld und Paul von Weilen. Er schreibt über seine Namenswahl: „Hallberger bat mich, da ich zunächst meinen Namen nicht nennen wollte, ein russisch anklingendes Pseudonym zu wählen. [...] So ziemlich das einzige mir bekannte und geläufige russische Wort war der Samowar, diese vortrefflichste aller Theemaschinen, und so legte ich mir durch eine Metathesis litterarum den gut russisch klingenden Namen Samarow zu.“

Nach dem gewaltigen Erfolg von Samarows erstem Romanzyklus, der sich mit den Ereignissen vor und nach der Entstehung des Deutschen Reiches 1870/71 befasste, rissen sich die Verleger Eduard von Hallberger und Otto Janke (Berlin) um Romane von ihm. Samarow verdiente auf Grund seiner Beliebtheit und seiner gewaltigen Schaffenskraft ein Vermögen. In einigen Fällen zahlten ihm seine Verleger bis zu 25.000 Mark als Vorschuss-Honorar. Hinzu kamen dann noch die Tantiemen aus dem Verkauf der verschiedenen Auflagen; auch die Weiterverwertung und der Verkauf von Titeln für Billig-Ausgaben erbrachten ordentliche Einnahmen. Vor den Buchauflagen erschienen die Samarow-Romane zunächst bei Hallberger in der „Romanbibliothek“, einer Beilage zu „Über Land und Meer“, und bei Janke in der „Deutschen Romanzeitung“.

Samarows Romane waren gewiss nicht wegen ihrer besonderen literarischen Qualität so enorm erfolgreich (was ohnehin als Ausnahme zu gelten hätte). Doch sind gerade die ersten Romane auch heute noch gut lesbar. In wesentlichen Teilen wird darin sprachlich sehr genau und sachlich, dabei anschaulich erzählt – wir haben es oben gesehen. So gelingt es dem Autor, gewissen Ermüdungserscheinungen beim Leser vorzubeugen, in dem er häufig die direkte Rede

bei der Schilderung politischer Gegebenheiten einsetzt.

Viele der ersten Samarow-Romane tragen den Untertitel „Zeitroman“ und bedienen damit ein bestimmtes Publikumsinteresse. Ihre Handlung trägt sich in der jüngsten Vergangenheit zu. Die Hauptgestalten der Romane sind dabei keineswegs fiktive Personen, sondern die jedermann bekannten Größen der Zeit: Kaiser, Könige, Fürsten, Diplomaten und Adel, viel Adel. Ihr Wirken und ihre Haltung im öffentlichen wie privaten Leben werden ausführlich geschildert. Der Hauptstrang der Handlung entspricht den Vorgängen, die sich erst vor kurzem ereignet haben und vermittelt dem zeitgenössischen Leser den Eindruck von Authentizität und Aktualität. Der Rest der „Zeitromane“ besteht aus einer spannenden Handlung, in der Schilderungen von „Sex“ (andeutungsweise) und „Crime“ (deutlicher) nicht fehlen. Eine solche Mischung hat auf den damaligen Leser ihren Reiz ausgeübt, wurde er doch unterhalten und bekam gleichzeitig das Gefühl vermittelt, er könne einen Blick hinter die Kulissen der Bühne Öffentlichkeit werfen.

Gelegentlich blitzt Humor auf, so etwa im Roman-Erstling „Um Szepter und Kronen“. Im Wartesalon des hannoverschen Königs Georg V. erläutert der General von Tschirschwitz seinem Gesprächspartner eine für einen Offizier doch recht subversive Art der Zeitrechnung:

„Wissen Sie, mein lieber Regierungsrath“, sagte er nach einer Pause, „wie lange ich schon gewartet habe in meinem Leben?“ – und er richtete sich etwas empor und sah fragend zu seinem Gegenüber hin.

Herr Meding deutete durch ein leises Achselzucken an, dass es ihm unmöglich sei, die gestellte Frage zu beantworten.

„Acht Jahre, sieben Monate, drei Wochen und vier Tage!“, rief der General mit lauter Stimme und in tiefer Entrüstung.

Der Regierungsrath Meding konnte ein helles Lachen nicht unterdrücken und rief:

„Da haben Eure Excellenz allerdings das Möglichste geleistet und Ihre Geduld hat die Probe bestanden!“

„Ich habe ein Buch“, sagte der General finster mit einem halb humoristischen halb wirklichen Grimm, „in welches ich jeden Tag – schon seit der Zeit, da ich dem höchstseligen Herrn den Vortrag hatte – die Zeit eintrage, die ich im Wartezimmer zubringe. – Macht bis jetzt acht Jahre, sieben Monate, drei Wochen und vier Tage. – Was sagen Sie dazu? Man sagt“, fuhr er fort, „ich sei achtundsechzig Jahre alt – es ist nicht wahr; g e l e b t habe ich nur neunundfünfzig Jahre, fünf Monate, eine Woche und drei Tage. – Den Rest habe ich g e w a r t e t.“

In Literaturgeschichten unserer Zeit ist der Verfasser von Zeitromanen, Gregor Samarow, nicht mehr existent. Die damalige Literaturkritik äußerte sich sehr unterschiedlich über sein Werk. Während Paulus Cassel in „Über Land und Meer“ 1881 an einigen Stellen heftig sein Lob singt – was nicht verwundert, denn Samarow war ja selbst Autor dieser Zeitschrift – zählt Richard M. Meyer ihn 1900 in seinem 966 Seiten umfassenden Werk „Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts“ nicht zu den Leistungen, sondern nur zu den „Symptomen der Literaturgeschichte“: „Gregor Samarow [...] überbot alle Konkurrenz durch unheimliche Fruchtbarkeit im ‚historischen Zeitroman‘.“ (S. 539)

Im Superlativ wäre gewiss auch Samarows Popularität zu beschreiben. Dies bestätigt Volker Neuhaus in seiner Habilitationsschrift über „Sir John Retcliffe“, einen überaus erfolgreichen reaktionär-konservativen und antisemitischen Schriftsteller, der an Popularität von Gregor Samarow zeitweise übertroffen wurde. Die Anteile an Spannung und Unterhaltung in Retcliffes zeitgeschichtlichen Sensationsromanen waren allerdings erheblich größer als bei Samarow, und die Schlussfolgerungen Neuhaus' hinsichtlich der nachhaltigeren Rezeption von Retcliffe-

Romanen im 20. Jahrhundert sind nachvollziehbar:

„Samarows Weise, Zeitgeschichte im Gewande des Romans zu schreiben, unterscheidet sich charakteristisch von der Retcliffes. Sie wird nahezu ausschließlich getragen von Gesprächen, Unterredungen und Monologen der realen Personen der Zeitgeschichte, meist Souveränen und ihrer Minister.“ Samarows Bände „sind der Roman des deutschen Einigungswerkes [...]. In ihrer Form sind sie noch am ehesten den späteren Gattungen des historischen Fernseh-Dokumentarspiels oder der Reihe ‚Lebendige Vergangenheit‘ im Schulfunk zu vergleichen: Historische Dokumente, Aktenstücke und Quellenwerke, wie sie der Autor auffasst und aufgefasst haben will, werden in recht gut geschriebene Dialoge umgesetzt. [...]

Während man Retcliffe um seiner spannenden Handlung willen lesen konnte und die politische Medizin durch sie verzuckert schluckte, griff zu Samarow nur, wer von der Wiederaufrichtung des Reichs und der Waffentaten des Krieges ohnehin begeistert war.“

In seinen späteren Romanen hat Samarow allerdings selbst kräftig zur Zuckerdose gegriffen, auch dann, wenn er gar keine Medizin verabreichte. – Sir John Retcliffe, der im wirklichen Leben Journalist war und Herrmann Ottomar Friedrich Goedsche hieß, mag in Sachen Unterhaltung und Spannung seinem Kollegen mit dem russisch klingenden Namen überlegen gewesen sein, in Sachen Politikdarstellung, etwa in der Technik der „Kabinettsgespräche“, konnte er nicht an ihn heranreichen, denn Samarow hatte einen realen Lebenshintergrund, der seinen Romanen später, als sein wirklicher Name längst bekannt geworden war, noch einen zusätzlichen Authentizitätsnimbus verlieh.

Gregor Samarow ist Oskar Meding

In dem schon erwähnten Erstlingswerk Samarows „Um Szepter und Kronen“ werden

die Ereignisse vor und nach 1866 thematisiert. An vier Stellen des Romans, die wir oben kennen gelernt, in denen es um weit reichende politische Entscheidungen geht, erscheint ein Regierungsrat Meding. Dieser Meding ist im Roman ein enger Vertrauter Georgs V., des blinden Königs von Hannover. Er hat direkten Zutritt zu seinem Souverän, der sich von ihm ausführlich beraten lässt. Medings Monologe füllen Seiten und lassen auf eine intime Kenntnis der politischen Interna jener Zeit schließen.

Dies drückt sich auch in der sprachlichen Form aus; es herrscht ein sachlicher, ja fast ein dokumentarischer Schreibstil vor. Die Vorgänge innerhalb des hannoverschen Hofes kurz vor Ausbruch des Krieges werden im Wortsinne minutiös geschildert, etwa, wenn der König ein entscheidendes Schreiben an die preußische Regierung schickt. Der Zeitpunkt der Unterschrift des Königs (G. R. – Georg Rex) wird von Meding neben dem Datum vermerkt: „zwölf Uhr zehn Minuten“. In der Schilderung König Georgs und seiner Frau lässt Samarow hingegen sprachlicher Emotionalität freien Lauf und überschreitet gelegentlich die Grenze zu aufdringlicher Sentimentalität.

Das Verhalten des Königs gegenüber Meding lässt im Roman auf einen hohen Vertrautheitsgrad schließen. Mehrfach bescheinigt Georg V. dem Regierungsrat, dass dieser immer seine Loyalität gegenüber dem welfischen Haus unter Beweis gestellt habe. Auch Medings preußische Herkunft, Ausbildung und Sympathien, aus denen er nie ein Hehl gemacht habe, hätten, so der König, seinen Glauben an dessen Treue nur bestärkt.

Erst gegen Schluss des Romans deutet sich, von Samarow geschickt durch Nichts-Sagen beschrieben, das wenige Jahre später tatsächlich erfolgte Zerwürfnis zwischen König und Vertrautem an. Die Szene spielt im Spätsommer 1866 in Österreich, wohin Georg V. mit seinem engsten Beraterkreis ins Exil geflüchtet ist. In einer langen Erörterung



Um Zepfer und Kronen, Vorderumschlag

der zukünftigen Agenda äußert Regierungsrat Meding zunächst einige für die damalige Zeit und speziell für die unverändert legitimistische Einstellung Georgs V. erstaunliche Gedanken über die Demokratie:

„(Es ist) nur die Macht des wahren vernünftigen Geistes der reinen Demokratie, die uns unterstützen kann, – nicht jener Demokratie, die alles Erhabene und Hochragende herabzieht in den schmutzigen Brei der Masse, – sondern der Demokratie, die in Übereinstimmung mit dem Fortschritt der geistigen Entwicklung des Volkes dieses immer mehr und immer mehr erhebt zur Teilnahme an seinen gemeinsamen öffentlichen Angelegenheiten. [...] in Deutschland insbesondere schließt sich an das Weltbedürfnis der Freiheit die Liebe zur Autonomie und Eigenart des gesonderten Stammes [...].“

Wie immer nach einem Vortrag Medings ist der König „vollkommen einverstanden“, obwohl Meding nebenbei auch noch dessen Einstellung zur Monarchie abgekanzelt hat. Doch dann folgt die entscheidende Szene: Meding soll im Auftrag des Königs, offiziell aber auf eigene Faust, mit verschiedenen Partnern verhandeln. Der König aber müsse die Sache jederzeit desavouieren können. Meding antwortet:

„Wenn ich mit irgend einer Regierung verhandle, so gibt es Fälle, wo jeder Diplomat von vornherein bereit sein muss, sich desavouieren zu lassen, – sollte ich aber mit Organen des Volkes verhandeln, so würde beim ersten Desaveu meine Ehre und meine Ueberzeugung mir gebieten, auf die Seite jener zu treten und ihre Sache zu der meinigen zu machen. – Uebrigens [...] weiß ich, dass das von Seiten Eurer Majestät niemals geschehen wird.“

Der König ließ seine Uhr repetieren.

„Es ist Zeit zum Diner“, sagte er [...].“

Meding wird in wenigen Jahren tatsächlich die Seiten wechseln; allerdings dürfte man im Hinblick auf diese Textstelle gewisse Schwierigkeiten haben, den preußischen Ministerpräsidenten Bismarck als „Organ des Volkes“ zu definieren.

Das Auftreten des Regierungsrates Meding an zentralen Stellen des Samarow-Romans entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, denn hinter dem russisch klingenden Autorennamen verbarg sich Johann Ferdinand Martin Oskar Meding, geboren im Königsberger Bezirk Dom/Kneiphof, Raudenstraße 3, am 11. April 1828 (nicht 1829, wie fälschlich in einschlägigen Nachschlagewerken behauptet).

Oskars Vater, Friedrich Ferdinand Meding (1774–1838), hatte bereits eine etwa dreißigjährige Karriere hinter sich, als ihm in vorgerückten Jahren sein einziger Sohn geboren wurde. Als nach der dritten polnischen Teilung weite Teile des aufgelösten Staates an Preußen fielen, wurde der junge

Friedrich Ferdinand Kriegs- und Domänenrat in „Neu-Ostpreussen“. Er hat dieses Amt offenbar bis zur Niederlage Napoleons innegehabt. Er avancierte zum Regierungsrat in Danzig, dann zum Regierungsvizepräsidenten in Marienwerder und war seit 1826 oder 1827 Regierungspräsident in Königsberg unter dem Oberpräsidenten von Schön. Wegen Differenzen mit Letzterem trat er 1832 in den Ruhestand. Oskars Mutter war Emilie Meding, eine geborene Pottien aus Tapiau (1801–1879).

Oskar Meding besuchte die Gymnasien in Marienwerder und in Köslin. Ein guter Hauslehrer führte ihn in die griechische und lateinische Literatur ein – Kenntnisse, auf die Meding zeit seines Lebens gern zurückgriff. Meding studierte in Berlin, Heidelberg und schließlich wieder in Berlin Jura und Cameralia (Staats- und Volkswirtschaftslehre). In Heidelberg war er eifriger Bursche und Chargierter des Corps Saxo-Borussia. Die badi-sche Revolution jener Jahre verabscheute er in Übereinstimmung mit seinem Corps, das in heftige Opposition gegen die Bewegung trat, arretiert wurde und Heidelberg unter dem Schutz von Wachen verlassen musste. Seine Heidelberger Zeit hat Meding dann später als Gregor Samarow zu einem seiner Erfolgswomane verarbeitet („Die Saxo-Borussen“, 3 Bde. 1885).

Wie erfolgreich dieser Roman tatsächlich war, zeigte sich auch daran, dass eine 1885 erschienene Parodie auf ihn „Die Saxo-Saxonen“ von Samar Gregorow (Verfasser war Wilhelm Meyer-Förster, der Autor des Erfolgsschauspiels „Alt-Heidelberg“) im Berliner Verlag Eckstein, im Jahr 1897 die 27. Auflage erzielte. „100. bis 110. Tausend“ steht auf der von Hans Stubenrauch illustrierten Ausgabe von 1908 aus der Müller-Mann’schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

In dem ursprünglich nur 63 Seiten umfassenden Oktav-Bändchen werden der übersteigerte Ehrenkodex des hochadeligen Corps der Saxo-Saxonen (am Ende liegen



Die Saxo-Borussen, Vorderumschlag



Die Saxo-Saxonen, Illustration von Hans Stubenrauch

alle Corpsbrüder tot darnieder, gefällt von Duellgegnern einer „bürgerlichen“ Verbindung) und die Unterhaltungsmechanismen der Kolportageliteratur (Zirkus-Reiterin entpuppt sich als Zarentochter) kräftig auf die Schippe genommen. Auf die Schippe genommen wird auch Samarow-Medings Neigung zu hochpathetischen Roman-Enden, wenn Gregorow-Meyer-Förster seine Parodie wie folgt beschließt:

„So endete ein unvergleichliches Beispiel großartigen Heldenmutes, ein bleibendes Vorbild für alle kommenden Geschlechter, jenes prächtige Corps, welches vor allen andern dazu berufen war, den angeerbten Heldensinn der Weltaristokratie mit den Traditionen der deutschen Hochschulen zu einem edelen Ganzen auszubilden.

An der Stätte aber, wo das glänzendste aller Corps seinen ruhmvollen Untergang gefunden hatte, dort errichteten seine Freunde

ein hohes Marmordenkmal mit den einfachen, dem Dichter nachgebildeten Worten aus dem ‚Harold‘:

„Vorán Graf Bornau ging es in den Tod
Herrlich und hoch das Corps der Doppelsachsen.“ (S. 78/79)

War er ein Preuße? Kennt ihr seine Farben?

Im Jahr 1851 trat Meding in den preußischen Staatsdienst ein und wurde Auskultor (Referendar) beim Appellationsgericht in Marienwerder, danach wurde er im Verwaltungsdienst bei der Regierung in Minden, später im Rheinland tätig. In Wietersheim heiratete er am 24. April 1854 Emilie Frein von Schlotheim (gest. 1881), mit der er drei Töchter und einen Sohn hatte. Über seine preußische Dienstzeit schrieb sein zeitgenössischer Biograph Paulus Cassel manches Rühmensewerte; bei Adalbert Brau-

er heißt es 1990 trockener: „(Meding) war gleichzeitig für den Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel in Presseangelegenheiten tätig. Während er hierfür Lob erntete, versagte er als Verwaltungsreferendar vollkommen. Daher wurden seine wiederholten Gesuche um Zulassung zur Assessorprüfung abgelehnt. Auf Empfehlung v. Manteuffels gelang es ihm 1859 jedoch, in Hannover als Assessor und Pressereferent angestellt zu werden.“

Über seine preußische Zeit berichtete Meding 1896 in seinen „Erinnerungen aus der Zeit der Gährung und Klärung“. Darin beteuert er geradezu händeringend seine nie gebrochene Treue zu Preußen, gegen das er nur aus Ehrenpflicht gegenüber König Georg V. in politische Gegnerschaft habe treten müssen.

In Hannover konnte sich Meding bald einer ganz außergewöhnlichen Vertrauensstellung zu König Georg V. erfreuen. Andererseits gehörte er ebenso bald zu den umstrittensten Persönlichkeiten der Hauptstadt. Er führte eine erbitterte Fehde gegen den Führer der liberalen Opposition, Rudolf v. Bennigsen, den späteren Vorsitzenden der Nationalliberalen Partei und Oberpräsidenten der Provinz Hannover. Viel Erbitterung scheint die Art und Weise erzeugt zu haben, in der er als „Verantwortlicher für die Besorgung der Pressengeschäfte“ die hannoversche Presse manipulierte. Auch mit der Gründung der „Deutschen Nordsee-Zeitung“ versuchte er, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. (Meding verbrachte übrigens jedes Jahr eine erhebliche Zeit als Begleiter des Königs auf Norderney.) In seinen dreibändigen „Memoiren zur Zeitgeschichte“ beschreibt er seine Versuche, die Presse und auch das Theater zu manipulieren, recht unverblümt.

Auf sein Ansehen in bestimmten Kreisen Hannovers lässt folgender Vorgang schließen: Als die althannoversche Familie von Meding irrtümlicherweise mit Oskar Meding in Verbindung gebracht worden war, ließ sie in allen Zeitungen eine Erklärung abdrucken,

in der sie jegliche Gemeinschaft mit dem intimsten Vertrauten des Königs auf das Entschiedenste zurückwies.

Über die Rolle Medings im Jahr 1866 herrscht in der historischen Forschung noch keine eindeutige Klarheit. In seinen Memoiren behauptet er, dass er versucht habe, Hannover in einen Neutralitätsvertrag mit Preußen zu bringen; dies sei nur an der Unentschlossenheit des hannoverschen Staatsministers Graf Platen gescheitert. Sein Verhalten nach 1866 lässt aber auch den Schluss zu, dass er den König, den er nach der Annexion Hannovers nach Hietzing bei Wien ins Exil begleitete, nur in seiner starren Haltung bestärkt hat.

Von 1867 bis 1869 fungierte Meding als inoffizieller Gesandter Georgs V. in Paris. Es ging ihm gut dort: Allein für seinen persönlichen Lebensunterhalt bezog er jährlich 11.000 Taler von seinem König, der ohnehin nicht gut bei Kasse war. In Paris war Meding der entscheidende Motor bei der Bildung der so genannten „Welfenlegion“. Hannoversche Offiziere sollten eine Streitkraft aufbauen, die im Falle eines preußisch-französischen Krieges an der Seite Frankreichs König Georg V. wieder auf seinen angestammten Thron setzen würde. In jener Zeit hatte Meding freundschaftlichen Kontakt über dessen Tochter zum alten Alexandre Dumas, den er wohl bei der Vorbereitung seines Romans „La terreur à Francfort – Episode de la Guerre en 1866“ (als Buch 1868 erschienen) beriet; er wird denn auch zweimal in diesem deutlich tendenziösen Roman des französischen Schriftstellers erwähnt.

Bismarck reagierte auf die „welfischen Umtriebe“ mit der Beschlagnahme des dem exilierten König ursprünglich zugesicherten eigenen Vermögens. Dieses bildete den so genannten „Welfenfonds“, dessen Zinsen als „Reptilienfonds“ gegen welfische Bestrebungen eingesetzt wurden. (Bismarck hatte die Agenten Hannovers als „böartige Reptilien“ bezeichnet.)

Nach Auflösung der Welfenlegion im Frühjahr 1870 fiel Meding bei seinem König in Ungnade und wurde vor allem auf Betreiben des Kronprinzen entlassen. In dieser Zeit erstarkte die antipreußische Opposition in Hannover. Meding knüpfte Verbindungen nach Berlin und stellte sich für die Aufdeckung der welfischen Umtriebe zu Verfügung, indem er die aktivsten Oppositionellen benannte. Die am schwersten belasteten Hannoveraner hatte Meding jedoch vorher gewarnt, worüber Bismarck aber keineswegs böse gewesen zu sein scheint. Laut einer Gesprächsnotiz äußerte er sich 1873: „Übrigens habe ihm dieser Herr [Meding] bei Ausbruch des Krieges einen großen Dienst geleistet. Er habe nämlich gefürchtet, dass Vogel von Falckenstein [der Generalgouverneur] zu gewalttätig vorgehen werde, und deshalb sei es ihm erwünscht gewesen, dass der Herr von [sic!] Meding den am meisten kompromittierten Hannoveranern noch rechtzeitig eine Warnung habe zugehen lassen.“

Natürlich war die hannoversche Exilregierung empört. Viele ihrer Mitglieder und auch noch Historiker des 20. Jahrhunderts äußerten den Verdacht, dass Meding schon vor 1870 preußischer Agent gewesen sei. Anne-Katrin Henkel weist jedoch darauf hin, dass diese Einschätzung wenig glaubhaft sei, denn Bismarck konnte kein Interesse daran haben, mit Hilfe eines Agenten ein welfisches Freikorps ins Leben zu rufen, dessen Existenz die Integration Hannovers in den preußischen Staat erschweren musste. Auch in den Akten des Auswärtigen Amtes ließen sich keine Hinweise darauf finden, dass Meding schon vor dem Sommer 1870 preußischer Agent gewesen sei.

Meding gelang es in diesem Jahr zudem, 200 Soldaten und 12 Offiziere der ehemaligen Welfenlegion von ihrem Eintritt in die französische Armee abzuhalten, die finanziellen Mittel dafür kamen aus dem „Reptilienfonds“. Meding selbst erhielt eine einmalige

Summe von 5000 sowie ein jährliche Pension von 2500 Talern.

In den Jahren nach 1870 machte Meding aus seiner Verehrung für seinen neuen (alten) Souverän kein Hehl. Sein Verleger Carl von Hallberger veranlasste Meding, zum 85. Geburtstag von Kaiser Wilhelm I. das Buch „85 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“ zu verfassen. Hallberger erreichte auch, dass Wilhelm I. Meding persönliche Einzelheiten aus seinem Leben mitteilte. Das Buch erlebte in recht aufwendiger Ausstattung viele Auflagen und erschien nach dem Tode des Kaisers unter dem Titel „91 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“. In seinen „Selbstbekenntnissen“ schreibt Meding 1895 darüber:

„Der hochselige Kaiser hat denn auch meinen Arbeiten weiter seine Anerkennung zu teil werden lassen und mir die hohe Ehre erwiesen, Seine Biographie unter Seiner unmittelbaren persönlichen Mitwirkung schreiben zu dürfen, ein Werk, das mir zum höchsten Stolz gereicht und, erst mit dem Tode des Heldenkaisers abgeschlossen, als ein Vermächtnis dem deutschen Volke von dem vormals Hallbergerschen Verlag unter Genehmigung unseres jetzt regierenden allerhöchsten Herrn bewahrt wird.“

In den Jahren 1871 und 1872 hatte Meding als Gregor Samarow seinen Erstlingsroman in wenigen Wochen in Bad Oeynhausens niedergeschrieben. Danach lebte er in verschiedenen Orten, vor allem in Berlin. 1879 kaufte er das schlossartig angelegte Amtshaus des ehemaligen Landdrosten auf dem Wohldenberg bei Hildesheim.

Großzügiger Gastgeber in romantischer Waldeseinsamkeit und armer Mann in der Metropole

Der Wohldenberg (heute der Ortschaft Holle bzw. dem Ortsteil Sillium zugehörig und wenige Minuten vom Autobahndreieck Salzgitter-Derneburg entfernt gelegen) ist ein geschichtsträchtiges, mitten in wildromantischer Waldes- und Felseneinsamkeit

gelegenes Naturschutzgebiet, an dem sich seit Medings Zeiten im Hinblick auf die Bebauung wenig verändert hat. Das Drostenhaus liegt unterhalb einer Burgruine mit Bergfried, Bastei und Rokoko-Kapelle und oberhalb eines Gasthauses, das Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut wurde.

Über Medings Leben auf dem Wohlden-berg sind wir durch die Autobiographie des hannoverschen Philosophen Theodor Lessing „Einmal und nie wieder“ auf lebhaft Weise unterrichtet. Der junge Lessing wurde in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts regelmäßig von seinem Vater, einem prominenten Hannoveraner Arzt, zur Erholung für mehrere Wochen bei Meding einquartiert. Letzterer nahm nämlich die Leistungen des Arztes gern in Anspruch, pflegte jedoch nie dessen Rechnungen zu begleichen. Durch die Einquartierung seines Sohnes versuchte der alte Lessing irgendwie auf seine Kosten zu kommen, wogegen Meding auch nichts einzuwenden hatte.

Nach Lessing war Meding „ein geschliffener Herr, mittelgroß aber brüstig, hatte rotblonde Haare und ein kluges forschendes Fuchsgesicht. Er war sehr höflich, sehr gepflegt, sehr weltgewandt, aber eigentlich ein nüchterner, immer auf politische Geschäfte und vorteilhafte Unternehmungen bedachter Rechner, zugleich aber einer der unbürgerlichsten Menschen, deren ich mich entsinnen kann“.

Und so gestaltete sich nach Lessings Erinnerungen der Tageslauf auf dem Wohlden-berg:

„Morgens um acht erschien auf Schloß Wohldenberg der Stenograf. Meding lag im Bett, trank Kaffee, rauchte schwere Zigarren und begann je nach Laune zu erzählen. Er blieb bis gegen Mittag im Bette; der Schnell-schreiber saß hinter einem Wandschirm stumm im Winkel; er durfte nicht sprechen, kein Geräusch machen; musste alles sofort aufzeichnen, was der Regierungsrat einsam vor sich hin sprach. Und der sprach ausge-



Theodor Lessing, 1892

zeichnet; er war ein glänzender Erzähler und amüsanter Plauderer und immer fiel ihm etwas Fesselndes und Spannendes ein. Er diktierte Tag für Tag mindestens drei Druckbögen. Der Sekretär nahm das Stenogramm mit und übertrug es sofort ins Reine. Es ging dann sogleich an Hallberger. Meding bekam es nur in der Korrektur wiederzusehen. Aber auch die Druckfahnen las er nur selten; ich las für ihn Probeabzüge von Plaudereien, ohne dass er sich um den Erfolg bekümmerte. Seine mehrbändigen Romane (er goss Unmengen Wassers in seinen Wein) hatten große Erfolge. [...]

Am Nachmittage um fünf wurde große Tafel gehalten. Es waren fast immer Gäste anwesend. An der Spitze der Tafel stolzte der Hausherr, zu seiner Linken eine sehr üppi-ge dunkelhaarige Schöne, eine Jüdin aus Hamburg, damals Bühnenkünstlerin, jetzt seine Geliebte. Ich hatte meinen Platz zwischen drei Töchtern, verwöhnten, strahlend lustigen Mädchen, die ihre Tage mit Reiten und Ballspielen, Ausflügen und Tanzen ver-



Amtshaus Wohlden, Foto: Ruppelt

brachten und sich die Cour machen ließen von den glänzenden, jungen Offizieren, die auf dem Wohlden oft wochenlang Gastfreundschaft genossen. Während der Tafel wurde viel Wein getrunken und häufig französischer Sekt. Zwei Diener servierten, weißes Glacé über den Händen. Aber manchmal platzte mitten in diese Herrlichkeit der Gerichtsvollzieher aus Hildesheim. Er bekam dann ein Mittagessen und ein paar Glas Sekt, und Meding zeigte göttliche Gelassenheit. Spät am Abend wurde nochmals Tee und Sandwiches gereicht; es wurde geplaudert, vorgelesen und viel musiziert. Manche wunderlichen Leute erschienen auf dem Wohlden. Ich entsinne mich des Redakteurs der Wochenschrift ‚Daheim‘, des Literaturhistorikers Robert König, eines engen schulmeisterlichen Mannes, der die kleinste Handschrift schrieb, die ich je sah. Vor allem aber erinnere ich mich an unsre ‚Geister-séancen‘. [...]

Meding hatte Vorliebe für alle spiritistischen und okkulten Angelegenheiten und lud die Geisterseher jener Tage gern zu Gast. Da erschienen der Doktor der Medizin und der Philosophie Egbert Müller, ein hagerer Selbstkasteier, der auch inmitten des Syba-

ritentums auf Schloß Wohlden unheimlich wie ein Mönch lebte. Er nahm nur Milch und Pflanzenkost und fuhr nicht mit der Eisenbahn, sondern lief zu Fuß. Er leitete die abendlichen Geisterbeschwörungen. Eine Freundin des Hauses, die in der Steiermark lebende Baronin Adelma von Vay geborne Gräfin Wurmbbrand, eine männliche Frau, und der Professor Cyriax, ein weiblicher Mann, waren unsere ergiebigsten Medien. Der Leutnant Wenzel, der Sohn des Hauses, war ein harmloses Gemüt. Inmitten all des hochliterarischen und okkulten Getues schuf es ihm Genugtuung, wenn er die Geister und Geistesleuchten zum Besten halten konnte, und ich leistete ihm dabei willig Hilfe. Wir brachten jeden Tisch zum Wackeln und halfen den Klopftönen und ‚teloplasmatischen Wundern‘ nach. Und da jeder Schabernack, den wir veranstalteten und selbst die frechtesten Botschaften aus dem Jenseits ernst genommen und lange hin und her besprochen wurden, so hielten wir denn auch alles andere für Selbsttäuschung oder Betrug und alle Leute des Geisterkreises für eindrucksvolle Narren.

Die Herrlichkeit dauerte einige Jahre, dann kam der Verfall. Die Schulden wurden immer größer. Meding verkaufte seinen Besitz an den Fürsten Münster und verzog nach Berlin. Er verkaufte seine Kunstschatze, Bücher und Handschriften. Als er starb, verblieben seine Kinder in trauriger Dürftigkeit. In den Straßen Hannovers sehe ich bisweilen drei alte Fräulein, die schlecht und recht sich durch ein entsagungsreiches Leben geschlagen haben. Das sind die schönen stolzen Mädchen, mit denen ich einst durch die Wälder um Derneburg schwärmen durfte.“

Unpathetischer Schluss

Oskar Meding lebte in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts in Berlin, wo er weiterhin Romane schrieb und auch nicht unbeträchtliche Einnahmen erzielte. Er starb völlig verarmt am 11. Juli 1903 in Charlot-

tenburg. Die Töchter erhielten seit 1905 von Wilhelm II. eine Gnadenpension; zwei von ihnen lebten wohl noch Ende der 30er Jahre in Hannover; der Sohn Wenzel soll angeblich nach dem Tode seines Vaters im Duell gefallen sein.

Mit Oskar Meding alias Gregor Samarow alias Leo Warren etc. starb ein Diplomat und Literat, dessen Lebensweg und Lebenswandel ohne Weiteres selbst als Vorlage für einen Roman oder einen Film dienen könnte. Alle Zutaten für einen spannenden und (melo-)dramatischen Inhalt wären gegeben: Hofintrigen, Krieg und Kriegsgeschrei, Agententum, Treue und Verrat, die adlige und großbürgerliche Gesellschaft in europäischen Metropolen, Waldeseinsamkeit und Märchenburg, Geisterbeschwörungen, Jugendstreiche, Reichtum und Armut, große

und kleine Gefühle. Oskar Meding/Gregor Samarow hat viel davon in seinen Romanen in einer Mischung aus eigenem Erleben und Fantasie verarbeitet. Seine Biographie leidet jedenfalls keinen Mangel an Veränderungen, Brüchen und Gegensätzlichkeiten, und es ist gewiss auch ein Symbol für sein Leben, dass dieser Mann in seinem literarischen Wirken viele Namen trug.

Mag sein literarisches Werk heute auch so gut wie vergessen, sein politisches Wirken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur noch eine Marginalie in der Geschichtsschreibung sein – dieser preußische Hannoveraner, dieser beamtete Diplomat und Geldverschwender, dieser akribische Chronist und phantasievolle Romancier war – nehmt alles nur in allem – eine faszinierende Persönlichkeit.

Heinz-Siegfried Strelow

Wo Hermann Löns pirschte und Friedrich Gauß forschte

Impressionen aus der Südheide am Wietzer Berg

In der gegenwärtigen Zeit verbietet sich das Reisen außerhalb Deutschlands sowieso. Da lohnt es sich, im kommenden Sommer in die Ruhe und Weitläufigkeit der Lüneburger Heide zu fahren. Menschenmassen findet man hier nicht, dafür aber erholsame Natur. Ein besonders schönes Fleckchen Erde im Naturpark Südheide ist das Gebiet um den Wietzer Berg südwestlich von Müden (Örtze). Mit 102 Metern Höhe ist „Berg“ natürlich ein relativer Begriff, aber in der ansonsten flachen Heidelandschaft der Region fällt er schon als Anhöhe auf. Übertroffen wird er nur noch vom nahen Haußelberg, der es auf stattliche 118 Meter bringt.

Die Heidefläche am Wietzer Berg ist bequem von der Straße von Müden nach Hermannsburg zu erreichen vom Parkplatz „Am Lönsstein“, wo sich auch Picknickbänke und der kleine Imbiss „De Lüdde Löns“ befinden. Außerdem informiert eine Tafel über den



Am Wietzer Berg



Der Hermann-Löns-Stein (Fotos [2]: Strelow)

Wietzeberg, an dessen Fuß fünf Grabhügel aus der Jungsteinzeit (ca. 2000 v. Chr.) existieren. In den Grabstätten fand man verzierte Becher, Streitäxte und ähnliche Beigaben für das Jenseits. Von dem Parkplatz aus kann man eine gemütliche Wanderung starten. Sanft geht es auf sandigen Wegen durch die große Heidefläche aufwärts, die gelegentlich von Wacholdergruppen und freistehenden Eichen und Birken aufgelockert wird. Auf dem Gipfel des Wietzer Berges steht der 1921 errichtete Lönsstein, der sich auch im Wappen der Gemeinde Müden wiederfindet. An der Stirnseite des Findlings, der aus „Müllers Führen“ bei Müden stammt, befindet sich ein Profilbild von Löns, an der Südseite erinnert eine Bronzetafel der Landsmannschaft Westpreußen daran, dass Löns aus dieser ostdeutschen Region stammte.

Auch die „Pommernbank“ der Heimatvertriebenen Bürger aus Belgard in Hinterpommern, die sich zu einem Großteil im Heidekreis niederließen, befindet sich hier oben. Das 1955 von der Landsmannschaft gestiftete Original wanderte 2005 allerdings in das „Haus der Geschichte“ in Bonn und wurde durch eine originalgetreue Kopie ersetzt. Von hier kann man den Blick weit schweifen lassen. Ob Hermann Löns auch hier oben auf Pirsch war? Verbürgt ist es nicht. In seinem

„Braunen Buch“ berichtet er in der Erzählung „An den Ufern der Örtze“: „Die Örtze bleibt, wie eine richtige Heidjerin, sich immer gleich, im heißen Sommer und Wintertags, im Frühling und wenn der Herbst im Lande ist. (...) Ihr liegt gar nichts daran, in der Leute Mäuler zu kommen; es wäre eine Kleinigkeit für sie, aus dem Wietzeberg bei Müden in einigen Jahrhunderten ein ebenso berühmtes Fleckchen zu machen, wie es die Böhme bei Fallingbostal schuf. Sie aber gibt, was sie hat, und nicht mehr.“ Nordöstlich der Heidefläche dehnen sich dichte Wälder. Dort irgendwo in der Raubkammer, entspringt die Örtze.

Mir kam hier oben auf dem Wietzeberg die Erinnerung an den hannoverschen Philosophen Ludwig Klages, der als junger Mann in zehrender Liebessehnsucht zu seiner Angebeteten, der in Husum geborenen Münchner „Skandalgräfin“ Fanny v. Reventlow im Jahr 1901 „... beschloss, zu Fuß die Lüneburger Heide zu durchwandern mit dem Endpunkt: Schloß der Reventlows in Husum. Ich tat es; aber auf achtstündigen Wanderungen flogen die Heidekatzen, die endlosen Hügelwellen, prangend im lilafarbenen Erikakleide, die Bauernhöfe, umstanden von mächtigen Eichen, die riesigen Fichtenwälder der Raubkammerheide, Gewitter, Regenschauer, das glockenartige Summen der Bienen – sie flogen an mir vorbei als einem, den nichts erregt, nichts freut, nichts bekümmert.“

Vom Wietzer Berg schweift der Blick weit gen Süden und Osten. In etwa sieben Kilometern Entfernung erblickt man die Anhöhe des Haußelberges. Diese Anhöhe schrieb Wissenschaftsgeschichte. Denn im Jahr 1820 gab König Georg IV. dem Göttinger Mathematiker Friedrich Gauß den Auftrag, sein Reich zu vermessen. Gauß setzte hierfür einen eigens erfundenen Heliotrop zur Nutzung des Sonnenlichtes für Vermessungssignale aus. Als Beobachtungsfelder wählte er dabei die Dreieckspunkte Haußelberg, Wildseder Berg (169 m) und Falkenberg (150 m)

sowie als zusätzliche Dreiecke Haußelberg/Falkenberg/Breitenborn und Haußelberg, Falkenberg und Wulfsode bei Wriedel. Aus heutiger Sicht wirkt das erstaunlich, da große Wälder die Sicht verstellen, aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts breiteten sich hier weite, überwiegend baumlose Heideflächen aus und die Hügel waren weithin in der Landschaft sichtbar. An den Vermessungspunkt erinnern ein alter und ein neuer, 2005 aufgestellter Gedenkstein.

Während seiner Vermessungsarbeiten wohnte Gauß auf dem Hof der Familie „von der Ohe“ in Oberohe. Über die geradezu spartanischen Verhältnisse auf dem Hof berichtete er in einem Brief an seinen Freund Dr. Olbers: „Dort lebte eine Familie, deren Haupt Peter Hinrich von der Ohe zur Ohe sich schreibt, dessen Eigentum vielleicht eine Quadratmeile groß ist, dessen Kinder aber die Schweine hüten. Manche Bequemlichkeit kennt man dort gar nicht, z.B. einen Spiegel, einen Abort und dergleichen.“

Der Haußelberg ist übrigens, ebenso wie der Wietzer Berg, eine Etappe des „Heidschnuckenweges“, einer 232 Kilometer langen Wanderroute, die in Fischbeck bei Hamburg beginnt und in der altherwürdigen Residenzstadt Celle endet. 2012 erhielt der „Heidschnuckenweg“ ein Zertifikat des Deutschen Wanderverbandes und gilt als eine der schönsten Tourenstrecken in ganz Deutsch-



Der neue Gauß-Stein auf dem Haußelberg
(Quelle: Wikimedia)

land. Rund 30 Heideflächen und schier endlose Wälder kann man dort durchwandern – und Abstand gewinnen zu den städtischen Ge- und Verboten der Corona-Pandemie.



Makler Robert Blanke KG

Einfamilienhäuser
Mehrfamilienhäuser
Eigentumswohnungen
Büros/Läden/Hallen
Hausverwaltungen



gegr. 1930

Robert Blanke KG
Hindenburgstr. 24
30175 Hannover
Tel. (05 11) 81 70 31/32
Telefax (05 11) 81 44 93

phG Immobilienwirt (WAK-Diplom) Peter Knostmann, Makler in 3. Generation

Wüstung Assum – Heimat von Vorfahren bedroht

„Um das Wüstwerden des ganzen Ortes Assum bestimmen zu können, bedarf es weiterer Grabungen. Anhaltspunkte für das Ansetzen des Spatens liegen genügend vor“, so warb Wilhelm Barner, Deilmissen. In „Die Kunde“ Nr. 7/8 vom Juli 1935 trat er ein für weitere Forschungen am Ort der Wüstung Assum, belegen in der Feldmark des Fleckens Eime, im Westteil des Kreises Hildesheim.

Wilhelm Barner, geboren 1893 in Ringelheim war ab 1916 Volksschullehrer in Deilmissen im Altkreis Alfeld; in der Stadt übernahm er 1936 eine Stelle an der Bürgerschule. 1949 schied er aus gesundheitlichen Gründen aus dem Schuldienst aus.

Seit den 1920er Jahren forschte er zur Geschichte des Leineberglands. Nach dem Krieg unternahm er umfangreiche Grabungen an der Winzenburg, im Sackwald und an der Hohen Schanze.

Unermüdetlich warb er nach dem Krieg in Alfeld für die Errichtung eines Heimatmuseums. In der alten Alfelder Lateinschule, 1610 erbaut, einem Juwel des freistehenden Fachwerkbbaus, fand dieses Museum, dessen

langjähriger Leiter Barner wurde, eine würdige Heimstatt. Der Landkreis Alfeld bestellte ihn zum Heimatpfleger. In der Art dieser Bestellung folgten viele niedersächsische Gemeinden dem Alfelder Beispiel.

Neben dem Bundesverdienstkreuz, dem Niedersächsischen Verdienstorden 1. Klasse und der Brüder-Grimm-Medaille wurde Wilhelm Barner am 2.7.1958 Ehrenbürger der Stadt Alfeld. Ein Wilhelm-Barner-Weg in der Stadt trägt seinen Namen bis heute.

Dieser eng mit anderen Heimatforschern und namhaften Wissenschaftlern sowie dem Landesmuseum verbundene Mann hat es 1931 bis 1933 unternommen, die Wüstung Assum wenigstens in Ansätzen zu erkunden. Sie ist 2,5 km nördlich von Eime, rechts und links des Feldwegs nach Elze belegen.

Die alten, recht unterschiedlichen Benennungen unserer Vorfahren für dieses Gebiet, sie reichen von „Das alte Dorf“ über „Assumer Feld“, „Aßmer Feld“ und „Aasmer Wiesen“ bis zum „Aßmer Weg“. Schon 1400 im Güterverzeichnis der Grafschaft Homburg wird das Dorf nicht mehr genannt, war wüst geworden. Seine Bewohner waren ins nahe gelegene Eime umgesiedelt. Lehnsherren der Assmer Bauern waren die Herren von Bennigsen auf Banteln, ein heute noch bestehendes Geschlecht.

Die Grabungen in Assum hatten, wie Barner schreibt „sehr bemerkenswerte Ergebnisse für die Archäologie des Übergangs von der Urzeit zur Geschichte des frühen Mittelalters“ gezeitigt. „Insbesondere für die Entwicklung des heimischen Siedlungswezens und der Hausformen“ seien seine Entdeckungen „von größter Bedeutung“. Das Urteil dieses bescheidenen Mannes ist nicht übertrieben.

Er fand ein Wohnhaus mit Herd- oder Tagesraum und Schlafräum sowie eine frei-



Alte Lateinschule Alfeld, Quelle: Wikipedia

stehende Kochhütte. Zwei Brunnen und ein Abort fanden sich ebenso wie eine Schmiede mit Esse.

Das Wohnhaus als Pfostenbau hatte die stattliche Länge von 12,6 m bei einer Breite von 7,3 m. Barner konnte 17 Pfostenlöcher sicher bestimmen, wobei die Eck- und Mittelständer bis zu 0,90 cm tief eingelassen waren. Er fand Reste des Putzlehms und konnte so die Wandkonstruktionen durch seine Funde sicher bestimmen.

Den gepflasterten Herd aus Muschelkalkbrocken bestimmte er mit 1,05 m auf 1,40 m; er fand Holzkohleteilchen und Asche dieses Herdes. Hier barg er auch Reste eines Kugeltopfes und ein Spinnwirtel. Ganz neu für die Wissenschaft, in Niedersachsen bis dahin noch nie gefunden: Die Reste dieser alleinstehenden Kochhütte. Sie ist als Alleinfund „von größter Bedeutung für unsere Stammesgeschichte“ für die „hier in Frage kommende Zeit“, schreibt Barner.

Neben einer Messingnadel und einem Gürtelverschlusshaken fand Barner auch einen fein zugerichteten Kamm aus Knochen und eine Handmühle sowie Randprofile von Kugeltöpfen. Regen Handel beweisen Reste aus Pingsdörper Gefäßscherben. Etliche Metallfunde aus der am Gehöft befindlichen Schmiede runden das Bild ab.

Beide Brunnen fand Barner mit Erde gefüllt. Nach ihrer Entfernung zeigte sich der zweite Brunnen präzise gebaut und erstaunlich gut erhalten, wie auf dem Foto zu sehen ist. Ein Brunnen war so sorgfältig angelegt, sein Platz so geschickt bestimmt, dass nach dem verfüllenden Erdaushub sich unverzüglich wieder ein Wasserspiegel im Brunnenfuß bildete.

Barner beschreibt seine Funde als „ein Gehöft aus spätkarolingischer Zeit, welches um die Jahrtausendwende bzw. im 11. Jahrhundert wüst wurde.“ Er stellt fest, dass es „in seinen Nebenanlagen cheruskische Überlieferungen, in dem längsachsigt konstruierten Wohnhaus eine entwickelte Vorstufe

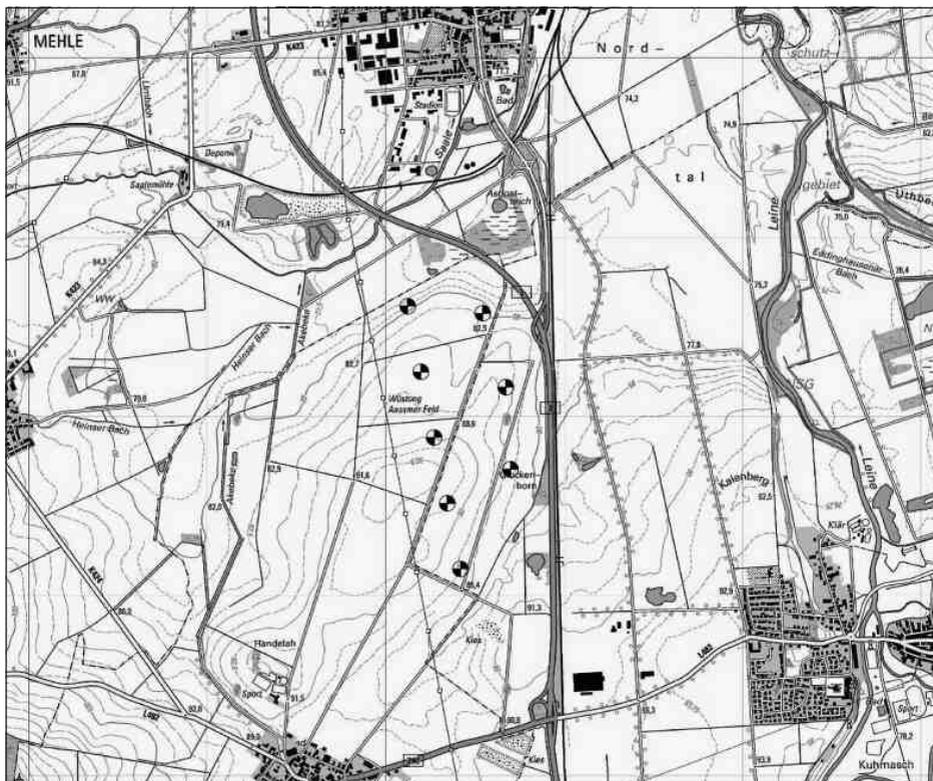


Porträt Barner, Foto: Archiv Alfelder Zeitung

des Niedersachsenhauses zeigt, dem aber das große Einfahrtstor im Giebel noch fehlt.“

Seit 1933 ruht dieser unberührte Überlieferungsschatz unserer niedersächsischen Vorfahren nun seit fast 90 Jahren im Assmer Feld und wartet auf seine weitere Erkundung. Nach den Feststellungen von Barner muss es sich nicht nur um das erkundete Einzelgehöft, sondern ein ganzes Dorf gehandelt haben, das der kundigen Erschließung für die Wissenschaft harrt. In der dem Autor eignenden „Topographischen Karte 1: 25000 der Preussischen Landesaufnahme von 1896“ wird das Gebiet als „Aasmer Feld (Alte Dorfstelle) eindeutig bezeichnet: Die Generation unserer Urgroßväter wusste noch: Dort hat ein ganzes Dorf gelegen, nicht nur ein Gehöft! Und selbst die Auffrischung dieser alten Karte (zuletzt 1953) behielt diese Bezeichnungen bei, die klar auf ein ganzes Dorf verweisen.

Doch die noch unerschlossene Wüstung Assum ist in ihrem Bestand ernsthaft bedroht.



Windpark Gronau/Assumer Feld, Informationsveranstaltung Eime, 12.12.2017 der BayWa r. e. renewable energy/Turbowind Energie.

Acht gewaltige Windkraftanlagen, jede bis 240 Meter hoch, sollen im Assumer Feld gebaut werden, wie die abgedruckte Karte zeigt. Die ortsfremden Investoren wissen was sie tun: „Windpark Gronau/Aasumer Feld“ nennen sie ihr frevelhaftes Vorhaben. Nach Abwägung von Gründen, die für eine Wende in der Energieerzeugung sprechen und der Gewichtung des hier geplanten Standortes kam die Gruppe Gronau zum Schluss, gegen diesen Windkraft-Standort zu streiten.

Bei unserem Entschluss sprachen nach § 2 Abs. 1 sowohl die Absätze a) als auch b) und c) der Satzung des HBN eindeutig gegen Standort. Denn § 2 Abs. 1 a) verpflichtet die Ortsgruppe, sich „dem Schutz und der

Pflege der Natur, besonders der heimischen Tier- und Pflanzenwelt ... sowie der Eigenart des Landschaftsbildes“ zu widmen.

Investoren, Planer und befürwortende Verwaltung der Samtgemeinde Leinebergland, auch dem Landkreis Hildesheim und den Ministerien in Hannover ist seit Jahren bekannt, dass am Aasmer Feld vom Rotmilan bis zum Schwarzstorch zahlreiche geschützte Vogelarten nachhaltig vertreten sind. Sie sind durch das Tötungsverbot (§ 44 BNatSchG) geschützt. Trotz dieser durch schriftliche Äußerungen der benannten Stellen nachgewiesenen Kenntnisse wird die Planung, auf Betreiben und unter Bezahlung der Planung durch den Investor immer noch weitergetrieben.

Die „Eigenart des Landschaftsbildes“? Darauf wird keine Rücksicht genommen: Schaut man von Gronau aus, stehend auf der fruchtbaren Hochebene am linken Leineufer, Richtung Eime, zeichnen sich ab: Im Nordwesten der Osterwald, im Westen und Süden die bewaldeten Berge des Külf, Thüster Waldes und des Ith. Zwischen diesen Höhenzügen erstreckt sich bis weit in die Ferne landwirtschaftliches, fruchtbares Ackergebiet, von den Einheimischen „Hamelner Luch“ genannt. In dieser Ebene liegt auch die Heimat Wilhelm Barners, das Dorf Deilmissen. Dieser freie Blick von Bergketten, über fruchtbare Äcker bis zu den das Leinebergland beschließenden Hügelketten des Osterwaldes soll nun – auf Jahrzehnte hin – zerstört werden: Durch 240 Meter hohe Stahlbetonriesen, mit Tag und Nacht vögelötend kreisenden Rotoren – für Heimatfreunde schon allein deswegen unannehmbar.

§ 2 b) und c) unserer Satzung verpflichten uns, dass wir uns der „Pflege der Heimatgeschichte“ und dem „Schutz, der Pflege ... der Werke niedersächsischer Kultur, namentlich der Baudenkmäler“ widmen.

Hier gewinnt das „Alte Dorf, Aßmer Feld“, Planstandort der Windgiganten, seine herausgehobene Bedeutung. Schon Wilhelm Barner lässt 1935 keinen Zweifel an der geschichtlichen Bedeutung seiner Grabungen. Jener seiner Mühen, die zum Fund dieses Gehöftes mit zahlreichen Nebenfunden führte, dabei zwei Brunnen, alles aus spätkarolingischer Zeit, wüst geworden etwa im 11. Jahrhundert.

Mahnend schloss Barner: „Um das Wüst werden des ganzen Ortes bestimmen zu

können, bedarf es weiterer Grabungen.“ Spätere Grabungen haben – wie schrieben es – nicht stattgefunden. Es ist klar, dass ein ganzes spätkarolingisches Dorf an diesem Platz seiner Entdeckung, Beschreibung und heimatgeschichtlichen Würdigung harret. Hier sind weitere bedeutende Funde zu erwarten, wie schon in den Kampagnen 1931 bis 1933.

Trotz Kenntnis dieser „Wüstung Assmer Feld“ wird – nachgewiesen durch jene Karte, die der Investor selbst 2017 veröffentlichte – von ihm und allen anderen oben genannten Stellen die Planung der acht Windräder weiter vorangetrieben. Pro Anlage werden dabei etwa 750 qm Boden dauerhaft versiegelt. Kranstellflächen von über 1.100 qm werden „dauerhaft teilversiegelt“. Bei der Montage werden über 6000 qm pro Anlage „temporär belegt“. Mit anderen Worten: Das noch zu erforschende heimatgeschichtliche Juwel „Altes Dorf Assum“, es würde durch den Bau der Windräder zerstört, bevor auch nur ein Spaten angesetzt wurde. Und das, obwohl gerade in jenem Raum des Assmer Feldes bedeutende neue Erkenntnisse aus dem Grenzland zweier Gaue mit höchster Sicherheit zu erwarten sind.

Die Ortsgruppe Gronau des HBN e.V. fällt kein Urteil über Sinn und Nutzen der Energiewende. Sie ist aber sehr wohl kompetent, die örtlichen Folgen für Geschichte, Heimat, Natur und seltene Vogelarten vor Ort einzuschätzen. Mag man für die Windräder einen passenden Platz suchen: Der ungeeignete Ort am „Aasmer Feld“ verbietet sich für Heimatverbundene vollständig.

Winnie's  Specials Antiquarische Bücher auf www.booklooker.de
<https://www.booklooker.de/Winnies-Specials>
Mein Online-Shop ist durchgehend geöffnet!
Emmerstraße 6 B · 31812 Bad Pyrmont · Telefon (0 52 81) 16 53 38 · Mobil (01 76) 29 18 43 72 · bernd.roehrbein@gmx.de

Am Schwarzen Brett

Veranstaltungen in den Monaten Juli, August, September

Bitte beachten Sie die in den einzelnen Museen geltenden Vorsichts- und Abstandsregeln! Es gilt Mundschutzpflicht!

Bomann-Museum Celle

Schlossplatz 7, 29221 Celle.

Öffnungszeiten: Di. bis So. 11–17 Uhr

Sonderausstellungen:

bis 11. Oktober: Kalter Krieg und heißer Beat.

bis 10. Oktober 2021: Wi(e)der das Böse.

Museum August Kestner

Trammplatz 3, 30159 Hannover.

Öffnungszeiten: Di. bis So. 11–18 Uhr,

mittwochs 11–20 Uhr

Sonderausstellungen:

bis 24. Januar 2021: Prunk! August der Starke und das Porzellan.

Museum Wilhelm Busch

Georgengarten 1, 30167 Hannover

Öffnungszeiten: Di. bis So. 11–16 Uhr

bis 23. August: Grandios! Virtuos! Meisterzeichnungen aus einer süddeutschen Privatsammlung.

bis 19. September: Zum Genießen! Kulinarisches aus den Sammlungen des Museums.

29. August bis 22. November: Ronald Searle – 100.

ab 25. September: 90 Jahre Wilhelm-Busch-Gesellschaft e.V.

Museum Schloss Herrenhausen

Herrenhäuser Str. 5, 30419 Hannover.

Öffnungszeiten: täglich 11–18 Uhr

Sonderausstellung

bis 17. Januar 2021: recht was Königliches. 300 Jahre Große Fontaine.

Niedersächsisches

Landesmuseum Hannover

Willy-Brandt-Allee 5, 30159 Hannover.

Öffnungszeiten: Di.–So. 10–18 Uhr

Sonderausstellungen:

bis 9. August: Leonardos Welt. Da Vinci digital.

bis 11. April 2021: Duckomenta. Das Welt-EntenMuseum.

Erlesenes von Georg Ruppelt

Schiller und Hannover

„In seinem 200. Todesjahr ist Friedrich Schiller überall präsent – und in Hannovers Innenstadt sowieso“, untertitelte die Hannoversche Allgemeine Zeitung am 4. März 2005 eine Photographie des Schiller-Denkmals, das seit 1982 an hervorragender Stelle der Georgs- bzw. der Schillerstraße steht.

Das von dem hannoverschen Bildhauer Friedrich Wilhelm Engelhard geschaffene Denkmal war 1863 vor dem neuen Gebäude des damaligen Lyzeums I auf dem Georgsplatz enthüllt worden. Vier Jahre zuvor hatte man in Hannover wie überall in Deutschland das größte aller Dichterfeste gefeiert:



Schiller-Denkmal in Hannover

Schillers 100. Geburtstag am 10. November 1859.

Die Tatsache, dass Schiller nie in Hannover war, hat der Begeisterung für ihn keinen Abbruch getan. Die Neue Hannoversche Zeitung war um den 10. November 1859 gefüllt mit Berichten über Festreden, Lebende Bilder, Musik, Fackelzüge etc. Tausende von Zuschauern feierten ihren Schiller vor dem Königlichen Hoftheatergebäude mit einem Volksfest. Dass Schillerstücke auf den Bühnen und seine Texte in den Zeitungen präsent waren, versteht sich von selbst. Die Kunsthandlung Hermann Oppermann empfahl allen Schillerfreunden als Schreibwerkzeug „Schillerfedern zur geneigten Abnahme“.

Zum 100-jährigen Todestag berichtete dann 1905 der Hannoversche Courier über die Schillerfeiern. Turnclubs, nationallibe-

rale Vereine und der Schülerverband deutscher Frauen richteten die umfangreichsten Feiern aus. Die Hannoveraner wurden aufgefordert, „durch Aushängen von Fahnen und durch sonstigen Schmuck die Stadt in ein Festgewand zu kleiden. Außerdem ergeht an die Anwohner des Georgsplatzes die Bitte, am Abend des 8. Mai ihre Fenster im Lichterglanz strahlen zu sehen“. Verschiedene Geschäfte wurden von der Zeitung wegen ihrer Schiller-Dekoration lobend erwähnt. Zum Todestag erschien ein Sonderblatt.

1959 widmete die Hannoversche Allgemeine Zeitung dem Dichter zum 200. Geburtstag ihre Wochenendbeilage „Der 7. Tag“. Im Opernhaus fand ein offizieller Festakt zu seinen Ehren statt. Auch in den Jahren 1909 und 1955 hatte Hannover Schiller die Ehre erwiesen.

Gefeiert wurde Schiller in Hannover natürlich auch im Jahr 2005. Am 3. November eröffnete das Stadtarchiv eine Ausstellung der wertvollsten und berühmtesten Stücke aus seiner Sammlung von über 100 Autographen des Dichters. „Aus konservatorischen Gründen können solche Kleinode der Weltliteratur nur selten gezeigt werden. Einst hatte sie der Druckereibesitzer Friedrich Culemann (1811–1886) zusammengetragen“, heißt es im Veranstaltungsprogramm „Aufgeblättert“ des Kulturbüros der Landeshauptstadt. An mehreren anderen Terminen im November wurde aus Schillers Zeitschrift „Die Horen“ gelesen. Ein besonderer Reiz bestand dabei gewiss darin, dass die hannoversche Literaturzeitschrift „die horen“, die sich ja bewusst auf Schiller bezieht, im Jahr 2005 ihr 50-jähriges Jubiläum feierte.

Eine Ausstellung ganz anderer Art war vom 10. November (Schillers Geburtstag) 2005 bis zum Februar 2006 in der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek zu sehen: „Hitler gegen Tell. Die Gleich- und Ausschaltung Friedrich Schillers im nationalsozia-

listischen Deutschland.“ Die kleine Schau beleuchtete die Versuche nach 1933, Schiller als „Kampfgenossen Hitlers“ zu vereinnahmen, erläuterte aber auch die Ablehnung seines Kosmopolitismus und seiner „Humanitätsduselei“ durch die Nazis. 1941 wurde „Wilhelm Tell“ durch Hitler persönlich für Schule und Theater verboten.

(Vgl. Georg Ruppelt: Hitler gegen Tell. Die „Gleich- und Ausschaltung“ Friedrich Schillers im nationalsozialistischen Deutschland. Hameln: CW Niemeyer, 2005; LESESAAL. H. 20.)

Die Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek besitzt in ihrer über 120.000 Stücke umfassenden Autographen-Sammlung auch ein Exemplar aus Schillers Hand. Es ist eine Eintragung in das Stammbuch des bedeutenden, in Hannover geborenen Schauspielers, Schriftstellers und Theaterleiters August Wilhelm Iffland. Schiller schrieb ihm 1804 ins Stammbuch: „ars longa, vita brevis“ – lang ist die Kunst und kurz das Leben.

Der außerordentlich wertvolle Band mit vielen Schriftzügen von Prominenten jener Zeit (u. a. Goethe, Haydn, Herder) wurde 2005 im Schiller-Nationalmuseum in Marbach und anschließend im Schillermuseum in Weimar ausgestellt. Aufgrund der Ausstellung in der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover wurde der Bibliothek ein Autograph Schillers mit einer angehefteten Locke aus dem rotblonden langen Haarschopf des Dichters von einem vermögenden Gönner geschenkt.

Im selben Jahr 1804, aus dem der erwähnte Stammbucheintrag stammt, beschäftigte sich Schiller intensiv mit der hannoverschen Geschichte. Der Dichter und Historiker plante ein Drama „Die Prinzessin von Celle“ (er schreibt „Zelle“), das die Schicksale der Sophie Dorothea, Prin-

zessin (Kurprinzessin) von Hannover und ihres Geliebten, Graf Philipp Christoph von Königsmarck, thematisieren sollte. Schiller gab die schon weit vorangeschrittenen Recherchen und Entwürfe für das Drama jedoch zu Gunsten seines „Demetrius“ auf, der leider Fragment blieb.

Schließlich sei noch eine kuriose „Beziehung“ Schillers zu Hannover erwähnt. Am 8. Januar 1783 schreibt er einen Brief an Henriette von Wolzogen mit der Absenderangabe „Hannover“! In diesem in vielerlei Hinsicht interessanten Brief heißt es unter anderem: „... sobald man es aber zu Mannheim oder Frankfurt erfahren hätte, würde es jetzt überall bekannt sein, dass ich nach Hannover sei. Glaubt man aber, ich sei zu Bauerbach, so bin ich vor allen Entdeckungen sicher. Endlich und letztens bin vor überlästigen Briefen gesichert, wenn man meinen Aufenthalt zu Hannover nicht weiß.“

In Wahrheit verhielt es sich aber genau andersherum: Schiller hielt sich tatsächlich in Bauerbach (Thüringen) und Umgebung auf, wollte aber den Anschein erwecken, er schreibe aus Hannover.

Die Gründe für diesen Vexierbrief waren durchaus ernster Natur. Schiller war bekanntlich nach seinem ersten großen Erfolg mit den „Räubern“ auf der Flucht – ein deutscher Emigrant in Deutschland.

Seine Stuttgarter Gönnerin, Henriette von Wolzogen, hatte ihm eine Zuflucht auf ihrem Gut in Bauerbach angeboten, die Schiller im Dezember 1782 annahm. Wohl auf ihre Bitte hin schrieb er einen Brief, der durchaus in Stuttgart vorgezeigt werden sollte. Es galt die eigenen Spuren zu verwischen. Der Herzog Karl Eugen sollte keinesfalls erfahren, dass Henriette von Wolzogen dem flüchtigen Schiller Unterschlupf gewährte.

Heinrich Sohnrey vertellt aus dem Solling

Sohnrey bleibt der Erzähler und der Volkskundler des südniedersächsischen ländlichen Raumes, der ein umfangreiches und vielfältiges Lebenswerk hinterlassen hat. Er wurde am 19. Juni 1859 in Jühnde geboren. Seinem Geburtshaus an der „Beeke“ hat er mit der Erzählung „Die Leute aus der Lindenhütte“ ein Denkmal gesetzt. Sohnrey hatte engen Kontakt zur Universität Göttingen, aber auch zur Heimatbewegung.

Der ausgebildete Volksschullehrer fühlte sich früh zur Schriftstellerei berufen. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend interessierten ihn in einem sich zunehmend indust-

rialisierenden und urbanisierenden Deutschland besonders die sozialen Fragen der Landbevölkerung, denn zur volkskundlichen und novellistischen Tätigkeit (Die Sollinger) trat die sozialpolitische Schriftstellerei. So entstand das Buch „Der Zug vom Lande und die soziale Revolution“.

Sohnrey, der am 26.1.1948 verstarb, sollte uns Niedersachsen als Erzähler, Romancier, Volkskundler und akribischer Sammler von Volkssagen, Schnurren und Bräuchen sowie als anstoßgebender ländlicher Sozialreformer in Erinnerung bleiben.

Wilfried Otto

Der Kuckuck im Volksmunde

Mutter, dei Kuckuck hät eräapen, nöu gif össeck 'n Schinkenstücke!“ jubeln die Kinder, vom Walde zurückkommend, wo sie den Frühlingswahrsager zum ersten Male gehört haben. Die Mutter lächelt und geht den Kindern voran auf die „Räakbüene“, um der alten Sitte gemäß den bisher sorgsam geschonten Schinken anzuschneiden und der Kinder Verlangen zu stillen. Es heißt also nicht umsonst: „Kuckuck, sneiit den Böuern Schinken un Speck up!“ Es heißt aber auch:

„Sneiit 't nich to weit up,
Süst frett dei Böuere et gleiik up!“

Wer vor dem ersten Kuckucksrufe sich's einfallen lässt, ein Gelüst nach frischem Schinken zu offenbaren, erhält von der Hausmutter die kurz abschneidende Antwort: „Dei Kuckuck hät noch nich eräapen!“ Woraus sich uns die ungeduldige und boshaft klingende Redensart der Sollinger erklärt: „Wenn de Kuckuck up'n föfteinten April nech röppet, mäaut hei basten!“ Er muss übrigens schon früher da sein, als er ruft, hat er doch im Solling die Ostereier zu legen. Die Kinder machen Nester auf der Diele und warten, bis der Kuckuck hineingelegt hat.

Wer während des ersten Kuckucksrufes ein Geld- und Brotstück in der Tasche trägt, wird das ganze Jahr hindurch keinen Mangel daran leiden. Das Gegenteil stehe einem bevor, sofern dann die Taschen leer wären.

Eine nicht minder gewichtige Bedeutung hat der Kuckucksruf für das in Liebe aufglimmende Mädchenherz:

„Kuckuck up der Weggen,
Woneer sall eck freggen?
Dütt Jahr? Jönt Jahr?
Sast äauk mee nah'r Hochteiid gahn.“

Die Anzahl der Rufe gibt die Jahre an, die die Fragende noch zu warten hat. Hört er gleich auf, so wird noch in demselben Jahre Hochzeit gemacht. „As eck in meinen veirund-wintigsten Jahre den Kuckuck ümmet Greggent fräaug“, berichtete ein alter Schäfer aus Volpriehausen, „da reife deck nech mähr as teinmaL Un eck häau äak richtig noch tein Jahr etofft, un meüne Fröue hät seck doch alle 'n paar Jahre eräset. Dei Jugend is 'n güllen Barg; awer wo lichte glippet me darunder.“

Auch noch auf andere Fragen vermag der Kuckuck Auskunft zu geben. Man höre nur: Dort hinter der Hainbuche steht ein noch in den Kinderschuhen steckender Knirps und verlangt alles Ernstes zu wissen, wann er Gevatter werden muss:

„Kuckuck in den Epeltern (Feldahorn)
Woneer mäaut eck Vadder wern?“

Auch die Lebensdauer der Menschen soll der Kuckuck wissen:

„Kuckuck in den Darm'n,
Woneer sall eck starm?“

Doch wird diese bängste aller Fragen auch euphemistisch gefasst:

„Kuckuck in den Hainebeuken,
Woneer mäaut eck Späne seuken?“

Die Hobelspäne im Sarge sind gemeint.

Aus all diesen Dingen geht genugsam hervor, dass der Kuckucksruf vom naiven Volk gern vernommen wird. Ein Maiwald ohne Kuckucksruf ist wie ein Gedicht ohne Poesie.

Doch alles hat seine Zeit, und danach ist es nicht mehr. Die eigentliche Zahl des Kuckucksrufes ist der Frühling bis hinab zum Johannistage. Danach begehrt man – auf Seite der Armen heißt das! – den Kuckuck nicht mehr zu hören; glaubt man doch, dass jeder Kuckucksruf nach dem Johannistage das Korn verteuere: „Säau vi-ele moal, as de Kuckuck nah Johannesdage noch röppet, ümme säau vi-ele Gröschchen stigt dat Koorn in Preise!“ Die freundliche Prophetengestalt verliert sich mit dem Verblühen des Frühlings; der Kuckuck nimmt einen finster-dämonischen Charakter an, verwandelt sich, wie ich noch viele Landleute steif und fest behaupten hörte, in einen „Hoaweken“ (Sperber) und geht als solcher auch auf Hühnerraub aus. Erst am hundersten Tage nach Weihnachten kehrt er sozusagen zu sich zurück, wird er wieder Kuckuck.

Mit dieser durch die ursprüngliche mythische Stellung des Kuckucks hervorgerufenen Verwandlung hängt zweifelsohne auch seine Gleichstellung mit dem Teufel zusammen. Gleichbedeutend mit dem Teufel erscheint der Kuckuck in den althergebrachten Redensarten: „Gah na'n Kuckuck!“ „Dat deck de Kuckuck!“ – „Deck langet de Kuckuck!“ – „Täaun Kuckuck ääk!“ Ich hörte auch einen belanglosen Anruf, wonach der Teufel den Kuckuck, der den Fragenden zum Ärger immer Verstecken spielt, suchen soll:

„Kuckuck in den Beuken,
De Duiwel sall deck seuken!“

Merkwürdig ist noch, dass der Wiedehopf (Weihoppek) als des Kuckucks Küster und „Schäalmester“ gilt. Man sagt, weil er acht Tage früher rufe als der Kuckuck. Auffällig war es mir, dass die zweite im Solling gebräuchliche Redensart „Dei Weihoppek is 'n Kuckuck Beuin Schäalmester“, soviel ich sehen konnte, nirgends gebucht steht. Jakob Grimm, der in seiner deutschen Mythologie nach dem Bremischen Wörterbuche des „Kuckucks Küster“ als einer speziell niedersächsischen Formel Erwähnung tut, weist darauf hin, dass die Erklärung auch für diese Eigentümlichkeit ebenso wie für die Gleichstellung des Kuckucks mit dem Teufel lediglich in alten heidnischen Überlieferungen zu suchen sei. (...)

Läge es aber nicht näher, die Erklärung für die Küstereigenschaft des Wiedehopfes im Volkshumor zu suchen? Sein früheres Erscheinen und seine besondere Art erinnern eben an den Küster oder Schulmeister, der ja beim Kirchendienst immer früher da ist als der Geistliche.

Eine Sage aus dem Solling erzählt: Der Kuckuck wollte vom Wiedehopf das Nestbauen lernen, was dieser so wunderschön versteht. Als der Wiedehopf nun feine, dürre Reiser („Sprick“) hinlegte, worauf noch Moos und Federn kommen sollten, rief der Kuckuck eilfertig: „Nun kann ich’s schon!“ Er konnte aber eben nur den Anfang und baut darum jahraus jahrein solch ein schlechtes, nur aus losem „Sprick“ bestehendes Nest, das zu nichts nütze ist. Anstatt es nun besser zu machen, legt er mit durchtriebener Findigkeit seine Eier in anderer Vögel Nester.

Nebenbei möge noch die Behauptung des schon erwähnten Volpriehäuser Schäfers erwähnt werden, der Kuckuck lege seine Eier lediglich in die Nester der „Bekestöltchen“ (Bachstelze). Habe die Bachstelze dann das Ei ausgebrütet und den kleinen Kuckuck mit unsäglichlicher und doch immer unverdrossener Mühe großgefüttert, so fresse der große Schlingel zum Danke seine Pflegemutter auf. –

Erwähnt sei auch, dass im Sollingsgebiet das gefleckte Knabenkraut (*Orchio maculata*), an dessen handförmig gespaltenen Knollen man den „Duiwelspaten“ und die „Herrgottshand“ zeigt, den Namen Kuckucksblume führt, angeblich, weil sie während des Kuckucksrufes blühe.

Schließlich zwei Volksreime, die zusammenhanglos im Munde der Alten leben:

Danz, Meken, danz,
De Kuckuck hät 'n Swanz,
De Elster hat 'ne bunten Stärt,
Danzet vor der Briut (auch vor
Mareuie, Katreuinchen) her.

Der andere:

Dei Kuckuck up den Tiune satt,
Dat regte säau un hei woort natt,
Da kamm de leiwe Sünnenscheiin,
Da woort dei Kuckuck hübsch un feiin.
Der Kuckuck schmiss seine Federn aus
Wohl über dem jungen Goldschmied sein Haus:
„Gott gewe der Briut, wat eck er wünsch:
Dat erste Jahr 'ne jungen Prinz,
Das zweite Jahr ein Töchterlein,
Bis dass es vierundzwanzig sein;
Die vierundzwanzig wohl um den Tisch,
Säau weit de Fröue, wat hiushalen is.“



Sehnde: Einen alten Brauch wiederbeleben – Die Hochzeitspuppe



Cornelia Fricke mit ihrer Hochzeitspuppe

Wenn man nicht genau wüsste, dass im Hause Fricke an der Lobker Straße in Sehnde Kühe den Ton angeben, würde man meinen, es wären die Puppen. In der guten Stube, auf der Diele und auch den Zimmern ihrer drei Töchter – überall Puppen in vielen Kleiderarten, in festlichen Outfits oder im Trachtenlook. Cornelia Fricke hat sie in Handarbeit angefertigt. Alles Unikate, die sie für sich selbst und auf Wunsch für gute Freunde und Bekannte gestopft, geschneidert und eingekleidet hat. Meist arbeitet

sie nachts, wenn die Hausarbeit beendet und auf dem Bauernhof Ruhe eingkehrt ist.

Die „Königin“ unter ihren Puppen, es mögen einige hundert sein, ist jene, die einen Kehrbesen unter dem Arm trägt und zahlreiche Unterkleider besitzt, die eine besondere Bedeutung haben. Mit dieser Puppe, die sie auch für ihre Töchter hegt und pflegt, möchte Cornelia Fricke einen alten Hochzeitsbrauch wiederaufleben lassen. Es ist ein Brauch, den sie von der im 90. Lebensjahr verstorbenen Lehrerswitwe Ida Gehrke „geerbt“ hat. Dieser Brauch, der nicht nur im Großen Freien, sondern auch im Hildesheimer Land einst üblich war, gilt Brautleuten wie auch Hochzeitsgästen.

Früher wie heute werden zur Hochzeit oft Dinge geschenkt, mit denen das Brautpaar oft nichts anzufangen weiß. Sie werden zu Staubfängern in der Wohnung, bis sie eines Tages ausrangiert oder weiter verschenkt werden. Und mit Bargeld direkt auf die Hand ist das auch so eine Sache! Was soll man ausgeben, wie viel gibt der Nachbar?

Dieses Problem lässt sich mit Hilfe der Hochzeitspuppen lösen. Steht eine Hochzeit in der Dorfgemeinschaft bevor, wandert die Puppe von einem Nachbarn zum anderen. Jeder näht einen Betrag in ein Unterkleid ein, so dass keiner weiß, wer was gegeben hat. Es gibt keinen Neid und keine Missgunst. Und wenn das junge Paar später ihrer Hochzeitspuppe unter den Rock guckt, kommt so mancher gute Euro zum Vorschein – anonym gespendet.

Lothar Rolf Luhm

Bokeloh: Schützenfest früher und heute

Aus der Rede zum Schützenfest 1978 von Heinrich Fricke

Die Schützenfeste wurden in den Anfängen im Hause eines Bauern gefeiert – wie auch die anderen Feste. Getanzt wurde auf der Bauerndiele. Am 27. August 1742 meldete das Amt Bokeloh der Regierung, dass das Scheibenschießen gemeinlich um Johannis aber nicht auf den Tag genau festgelegt, abgehalten werde. Das Fest dauerte 3 Tage. Plattdeutsch: „Schiebenbeier“.

Es kam infolge übermäßigen Alkoholenusses häufiger zu Raufereien. Das Fest wurde deshalb wiederholt vorübergehend verboten, aber auf Grund immer wieder vorgebrachter Fürbitten doch wieder erlaubt. Als Preis erhielt der Schützenkönig in früheren Jahrhunderten die Nutznießung einer bestimmten Gemeindewiese, der Schützenwiese, für ein Jahr. Eine solche Schützenwiese gab es auch in Bokeloh. In dem Bericht des Amtes vom 27. August 1742 heißt es, seit alters her sei „die Schützenwiese“ als Preis für den besten Schützen bestimmt. In Bokeloh erhielt der Schützenkönig außerdem als Preis einen Hut, der jährlich auf den neuen Schützenkönig überging.

Die Schützenordnung von 1742 bestimmt; Schützenwiese und Hut kann keiner bekommen, der nicht sesshafter Einwohner und des hiesigen Amtes Untertan ist. Für den Ablauf des Festes gab es Satzungen.

Am 2. Festtage gingen die Burschen mit Sträußchen geschmückt, oft mit einer Handharmonika, zum Eiersammeln von Haus zu Haus. Mit der Frage „könnt wi woll Eier kriegen?“ trat man ins Haus und erhielt zur Antwort „de schallt ji hebben“. Dann wurde ein Ständchen gebracht, und der Bauer erhielt einen Schluck aus der Flasche. Gleichzeitig wurden die Alten zum Fest eingeladen. Die Eier wurden anschließend im Wirtshaus gebraten (Spiegeleier) und gemeinsam verzehrt.

Am 3. Tag war Tanz für die Kinder. Dabei mussten sie vom Lehrer beaufsichtigt wer-



Die Pioniere unter dem Kommando von Kurt Eichhorn

den, wegen der erforderlichen Zucht und Ordnung, die damals galten. Für 3 Mark konnte man drei Tage feiern.

In unseren Dörfern wurde das Schützenfest als eine Art militärisches Manöver abgehalten.

Am 6. Juni 1851 erklärte der Vogt in Bokeloh dem Amt, dass die Gemeinde Bokeloh und die jungen Leute daselbst bei Bewilligung des erbetenen Freischießens von der bisherigen Gewohnheit – *mit Schießgewehren und sogenannten Böllern (in Klötze befestigte und auf Pfluggestelle gelegte, gebundene, auf wohl genagelte Flintenläufe) gegeneinander zu schießen und zu manövrieren* – abstehen und dafür ein Manöver gegen einen sich zu denkenden Feind, auf welchen nur bei Halt an verschiedenen Stellen einige Male in die Luft geschossen werden soll, einführen wollen. Schießen ins Blaue – wie heute.

Es gab also schon damals die Kanoniere und auch die Pioniere. (Diese begleiten auch heute noch unser Schützenfest.) Die Pioniere hatten die Aufgabe, die Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Im vorigen Jahrhundert haben die Pioniere beim Schützenfest



Schützenfestumzug 1963: Lehrer Heinrich Fricke mit seinen Schülerinnen und Schülern

eine besondere Parade auf der Wiese im Niedernfeld (heutige [1978] Verwaltungsgebäude- und Wohnhaus Dr. Munk) abgehalten. Wer Schwächen zeigte, wurde vom Doktor verarztet (mit Schnaps und Rizinus).

Durch die starke Zunahme der Bevölkerung im letzten Jahrhundert brauchte man nun größere Tanzflächen. Daher wurden nun nach und nach Tanzzelte aufgebaut. In Bokeloh stand das Tanzzelt bis zum Ersten Weltkriege am Fohlenstall (Ende der Forststraße – links). Nach dem Ersten Weltkrieg pachtete die Gemeinde von der Forstverwaltung als Festplatz das Grundstück, auf dem sich heute der alte Sportplatz am Fohlenstall befindet. Aber die Einwohner klagten, dass der Weg zum Festplatz so weit war, und es gab außer Getränken noch keine Beköstigung im Zelt.

In den zwanziger Jahren sind die Wirte, die im Wechsel die Feste ausrichteten, dazu übergegangen, die Tanzzelte auf einer Wiese in der Nähe des Gasthofes aufstellen zu lassen. In diesen Jahren haben sich u. a. für die Ausgestaltung des Schützenfestes Hermann Meyer, Wilhelm Grages, Heinrich Wallbaum und Willi Geweke besonders eingesetzt.

In den 30er Jahren wurden die Rötkekühen hier auf dem Platz (heutiger Schützenplatz)

zugeschüttet. Man ging dann dazu über, das Schützenfest hier auf dem Schützenplatz zu feiern. Inzwischen war 1928 der Schützenverein gegründet, der jetzt sein 50. Jubiläum feiert. Er nahm die Ausgestaltung des Festes dann in die Hand, mit Einführung der Königskette.

Durch den Zweiten Weltkrieg wurden die dörflichen Feste, so auch das Schützenfest, unterbrochen. Anfang der 50er Jahre lebte das Schützenfest wieder auf. Es war in den ersten Jahren öfter mit einem Vereinsjubiläum verbunden.

1952 TSV 50-jähriges Jubiläum – Schirmers Weide

1953 Bergfest des Kaliwerkes – Seegers Weide

1954 Bergmannsfest – 50-jähriges Jubiläum – Schützenplatz

1955 wurde tüchtig gefeiert, als die Bokeloher Turner vom Turnfest aus Göttingen zurückkehrten mit dem Landesmeister ... *(Text unleserlich; vermutlich hieß der Landessieger Otto Grages; Monika Nowak)*

Einen besonderen Auftrieb erlebte das Schützenfest im Jahre 1958. Der damalige Bürgermeister Ernst Schlieper hatte sich für die Bildung von drei Bürgerkompanien eingesetzt, um das Schützenfest stärker zu einem Volksfest – unter Beteiligung der Neubürger – werden zu lassen. Es wurde ein großer Erfolg, denn 400 Männer waren am Sonntag auf dem Festplatz angetreten, und über 500 Einwohner nahmen am Montag am Katerfrühstück teil. Das Kaliwerk gab Urlaub zur Teilnahme am Fest. In dieser Form wurde das Schützenfest viele Jahre hindurch gefeiert. An der Spitze des Bataillons standen in diesen Jahren Willi Geweke, Albert Döpke und Wilhelm Wrede.

Als dann in den letzten Jahren die Offiziere und Unteroffiziere nach und nach ihre Ämter abgaben, war die nachwachsende Generation nicht mehr bereit, die Organisation des Festes in der militärischen Form weiterzupflegen.

So beteiligten sich heute (1978) die ortsansässigen Vereine am Schützenfestausmarsch. In den letzten Jahren gingen einige Vereine und Gruppen dazu über, sich zu kostümieren und gaben dem Umzug dadurch einen etwas karnevalistischen Anstrich. Ein besonderer Einschnitt vollzog sich schon vor etwa 15 Jahren. War früher das Schützenfest in seinem offiziellen Teil eine reine Männersache, so waren zu Beginn der 60er Jahre die Damen plötzlich da.

Manche Männer wunderten sich, als die ersten Damen im Umzug mitmarschierten und zuerst in kleinen Gruppen, dann aber von Jahr zu Jahr stärker am Katerfrühstück teilnahmen. Und wenn wir uns heute (1978) umsehen, entdecken wir viele hübsche und freundliche Frauengesichter. Eins ist sicher: Die Anwesenheit der Damen hat das Niveau des Festes beachtlich gehoben. Die Umzugsformen sind feiner geworden, und die Stimmung ist harmonischer.

Schützenfest in Bokeloh – die Formen haben sich in den Jahrhunderten und Jahr-

zehnten gewandelt. Das Fest hat manche Krise überstanden. Es lebt weiter, solange es hier Menschen gibt, die sich freuen können und frohe Feste feiern wollen. Ich bitte alle, mit mir einzustimmen in ein dreifaches „Hoch“ auf unser Schützenfest!

*Heinrich Fricke,
Rede zum Schützenfest 1978*

Heinrich Fricke war im Jahr 1962 der Gründer der Gruppe Bokeloh im Heimatbund Niedersachsen e.V. Dreißig Jahre leitete er die Gruppe Bokeloh. Er ist der einzige Ehrenvorsitzende unserer Gruppe. Heinrich Fricke war Lehrer und Rektor der Volks- und Mittelpunktschule in Bokeloh.

Er war eine sehr geachtete Persönlichkeit. Ca. 1992 wurde ihm der Verdienstorden am Bande der Bundesrepublik Deutschland vom damaligen Bundespräsidenten verliehen. Heinrich Fricke lebte von 1922 bis 2006.

Monika Nowak

Marienburg soll künftig als „Gesamtkunstwerk“ präsentiert werden

Für Ernst August Erbprinz von Hannover war es eine gute Nachricht: Das niedersächsische Kultusministerium und die Kulturstiftung der Länder wollen einen „Masterplan 2030“ für die Marienburg erstellen mit dem Ziel, das Welfenschloss als „Gesamtkunstwerk“ der Öffentlichkeit zu präsentieren. Eine nun zu erstellende Machbarkeitsstudie wird von der Kulturstiftung mit 100.000 Euro finanziert. „Auf diese Weise kann der große Kulturschatz auf Schloss Marienburg wissenschaftlich aufgearbeitet und in einer neuen Weise der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden“, erklärte der Erbprinz, der die Burg samt Inventar im Januar in eine Stiftung überführte, deren Stiftungsrat er auch selbst angehört. In



Schloss Marienburg

den nächsten Jahren soll die Burg komplett restauriert werden – Bund und Land stellen dafür 27 Millionen Euro zur Verfügung.

Derweil konnte nach wochenlanger, Corona-bedingter Schließung der Welfensitz am 8. Mai wieder sein Burgtor für Besucher öffnen. „Wir freuen uns darauf, Interessierten endlich all die Neuerungen auf Schloss Marienburg präsentieren zu können, die wir in den letzten Monaten umgesetzt haben“, so Betreiber Nicolaus v. Schöning. Statt bisher elf stehen

jetzt 30 Areale in Norddeutschlands einzigem Königsschloss erstmals zur individuellen Besichtigung offen. Um Corona-Risiken zu vermeiden, ist u. a. der Souvenir-Shop in einen größeren Raum im ehemaligen Pferdestall umgezogen, Schutzwände wurden eingebaut, neue Wegführungen im Schloss angelegt sowie Ein- und Ausgang getrennt. Auch hofft man im Sommer, wenn die Pandemie abklingen sollte, im Schlosshof wieder Konzerte und Kleinkunst anbieten zu können. *HL*

Aus dem Vereinsleben

Geburtstage – Hochzeitstage – Verstorbene

Unsere herzlichen Glückwünsche gelten unseren Mitgliedern

zum 75. Geburtstag

Anemüller, Heidrun, Wülfigen
Brackhahn, Ursula, Bad Pyrmont
Cericus, Margarete, Gehrden
Göbber, Brigitte, Hannover
Hatzl, Helmut, Bad Pyrmont
Hübner, Gerhard, Gehrden
Strube, Bernd, Gehrden
Wewer, Heidi, Bad Pyrmont
Winkel, Gerhard, Katensen

zum 80. Geburtstag

Achilles, Waltraud, Gehrden
Bahlo, Otto, Burgwedel
Beese, Dagmar, Gestorf
Berstecher, Dieter, Bad Pyrmont
Braemer, Ingetraud, Ronnenberg
Hentze, Walter, Sievershausen
Jürgensen, Horst, Sehnde
Knapke, Herma, Barsinghausen
Kracke, Jürgen, Sievershausen
Magnus, Jutta, Burgwedel
Möhle, Irmgard, Sievershausen
Rehmer, Louissetta, Burgwedel
Reinhold, Erika, Wülfigen
Rose-Borsum, Edelgard, Sehnde

Sauermann, Erika, Barsinghausen
Schiewe, Christa, Oldenburg
Seiler, Ingrid, Gestorf
Steinmeyer, Marlies, Bad Pyrmont
Töwe, Christa, Gehrden
Voges, Ilse, Bad Pyrmont
Weber, Gerd, Sehnde

zum 85. Geburtstag

Barnert, Alois, Wunstorf
Bokeloh, Siegfried, Bokeloh
Bonse, Giesela, Sehnde
Buess, Brigitte, Gestorf
Döling, Magdalene, Gestorf
Harbarth, Waldemar, Sievershausen
Harms, Gerhard, Sievershausen
Hillmer, Irmgard, Bad Pyrmont
Hübner, Eva, Pinkenburger Kreis
Jennert, Helmut, Katensen
Kaste, Johanna, Sievershausen
Klapproth, Gisela, Ronnenberg
Kretschmann, Ingrid, Pinkenburger
Kreis
Paulmann, Manfred, Ronnenberg
Requa, Erich, Gestorf
Rosemeier, Margrit, Ronnenberg

Rösel, Dorothea, Bad Pyrmont
Rust, Ursula, Pinkenburger Kreis
Schrader, Marlies, Bokeloh
Wedemeyer, Ilse, Hannover
Werther, Hans-Henning, Sehnde
Zastrow, Ruth, Bad Pyrmont

zum 86. Geburtstag

Block, Detlev, Bad Pyrmont
Borgfeld, Gertrud, Ronnenberg
Friedmann, Karl, Wülffingen
Hundertmark, Georg, Bad Pyrmont
Lauckner, Käthe, Ronnenberg
Lehnhoff, Rosemarie, Burgwedel
Linke, Sigrid, Ronnenberg
Peter, Werner, Burgwedel
Prause, Resi, Wülffingen
Rohde, Friedrich, Gehrden
Schönhagen, Hans-Karl, Hannover
Wendland, Ruth, Ronnenberg
Wittchen, Ingrid, Burgwedel

zum 87. Geburtstag

Boße, Elma, Burgwedel
Drinkuth, Stephanie, Bad Pyrmont
Graß, Otto, Sievershausen
Rekatzky, Marie-Luise, Mesmerode
Schickram, Gerda, Sievershausen
Steinmeyer, Jürgen, Pinkenburger Kreis
Strelow, Ursula, Sehnde

zum 88. Geburtstag

Dittmann, Ruth, Sievershausen
Haase, Hannelore, Pinkenburger Kreis
Holzbrecher, Kurt, Bokeloh
Malms, Inge, Bad Pyrmont
Ricke, Karl, Gehrden
Seegers, Ursula, Bokeloh
Witte, Willi, Bokeloh

zum 89. Geburtstag

Blümel, Eva, Bad Pyrmont
Grimpe, Heinrich, Wülffingen
Haller, Lore, Ronnenberg
Kaune, Wolfgang, Pinkenburger Kreis
Lemke, Ilse, Katensen

Meyer Liefold, Elvira, Bad Pyrmont
Sieviera, Gisela, Sievershausen

zum 90. Geburtstag

Liefold, Friedrich-Karl, Bad Pyrmont
Löpert, Rosa, Gehrden
Struch, Wanda, Sievershausen
Dr. Wildt, Maria, Bad Pyrmont

zum 91. Geburtstag

Howe, Bruno, Bokeloh
Dr. Voges, Wilhelm, Bad Pyrmont

zum 92. Geburtstag

Fitz, Elfriede, Ronnenberg
Haubenreisser, Margarete, Bokeloh
Körber, Edith, Ronnenberg
Pook, Willy, Gehrden

zum 93. Geburtstag

Kreipe, Fritz, Wülffingen
Schwamm, Gerda, Sievershausen

zum 94. Geburtstag

Bödecker, Irmgard, Sehnde
Pinnen, Peter-Alwin, Pinkenburger Kreis
Rasche, Irma, Sievershausen
Westphal, Herbert, Burgwedel

zum 95. Geburtstag

Hesse, Melusche, Gestorf
Pietrowski, Ilse, Wülffingen
Raven, Erika, Sehnde

zum 97. Geburtstag

Lazar, Hildegard, Bad Pyrmont
Meyer, Ludwig, Hannover

zum 98. Geburtstag

Lichtenberg, Rolf, Bad Pyrmont

zum 99. Geburtstag

Bode, Edith, Sievershausen

zum 100. Geburtstag

Brandes, Walter, Sievershausen

Wir gratulieren:

Zur Silbernen Hochzeit

Silvia und Rolf Sieroux, Katensen

Wir betauern den Tod langjähriger Mitglieder:

Becker, Hans, Ronnenberg
Boden, Konrad, Ronnenberg
Brennecke, Gerhard, Burgwedel
Busse, Friedrich-Wilhelm, Pinkenburger Kreis
Deutsch, Thea, Sievershausen
Heimbruch, Werner, Gestorf
Kampfer, Uwe, Bad Pyrmont
Kölling, Heinrich, Bokeloh
Kaune, Sigrid, Pinkenburger Kreis

Meinecke, Sophie, Sievershausen
Reerink, Marion, Pinkenburger Kreis
Reinecke, Ilse, Sievershausen
Schenk, Heinz-Dieter, Pinkenburger Kreis
Seegers, Ruth, Mesmerode
Prof. Dr. Seedorf, Hans Heinrich, Springe
Stahl, Frieda, Pinkenburger Kreis
Windel, Magdalene, Sievershausen

Pinkenburger Kreis trauert um Friedrich-Wilhelm Busse

Wir sind bestürzt über den Tod unseres Vereinsgründers Friedrich-Wilhelm Busse. Sein Leben endete am 28. März 2020 im Alter von nur 57 Jahren. Groß-Buchholz verliert (s)einen Pfleger des Brauchtums und der Geschichte.

Friedrich-Wilhelm Busse hat sich schon mit Mitte Zwanzig für den Erhalt alter Bauernhäuser in seinem Stadtteil eingesetzt. In diesem Alter haben junge Männer eigentlich ganz andere Interessen. Es ärgerte ihn schon damals sehr, dass Geschichte und Geschichten unwiederbringlich verschwinden könnten. Das hat er wieder und wieder erfolgreich verhindert.

Sein Wahlspruch war immer „Wir sind Bewahrer des Feuers und nicht der Asche“. Viel hat dazu wohl der Umstand beigetragen, dass seine Familie schon seit einigen hundert Jahren in Groß-Buchholz ansässig ist. Somit war er mit vielen örtlichen Familien verwandt. Durch das Sammeln alter Bilder und historischer Informationen mittels Aufrufen sind zwei Bildbände und Publikationen



Friedrich-Wilhelm Busse

über den 1906 eingemeindeten Ortsteil von Hannover entstanden.

Durch sein Engagement in vielen Vereinen, Verbänden und der Politik gelang es ihm, alte Hofstellen vor dem Abriss zu bewahren. Heute werden diese wunderschön restaurierten Häuser von Besuchern bestaunt und wohl als Selbstverständlichkeit

hingegenommen. Doch das war mitnichten so. Abreißen und modern neu bauen, das war der Zeitgeist. Wer sich dagegen auflehnte, war ein ewig Gestriger. Das war Busse nun wahrlich nicht. Tradition ja, aber angepasst an die Zeit und zugeschnitten auf die Menschen von heute, das war seine Devise. Das machte ihn aber auch nicht immer zu einem einfachen Gesprächspartner, denn er konnte mit einem Geschichtswissen aufwarten, das kaum ein anderer hatte.

Auch hatte er einen guten Instinkt für das Verfechten von Zielen, wie z. B. die Gestaltung des Platzes vor der Gaststätte Pinkenburg. Früher war das kein schöner Anblick. Durch den Brunnen im Stil des ländlichen Lebens, mit vielen bronzenen Tierfiguren und einer Kopfsteinpflasterung herum, entstand ein wunderschöner Dorfplatz. Heute ist er der Mittelpunkt für viele Feste, wie dem Maifest und natürlich dem Weihnachtsmarkt. Letzterer geht auch auf die Initiative von Busse zurück. Durch Spenden finanziert und unter tatkräftiger Unterstützung der Mitglieder des Pinkenburger Kreises entstand die neue Ortsmitte. Auch der Pinkenburger Kreis wurde von Busse erst als Interessengemeinschaft und kurz darauf unter dem Dach vom Heimatbund Niedersachsen e.V. installiert. Zu Beginn des Jahres 1985 war es erst eine kleine Schar gleichgesinnter Bürger, aber schon im Jahre 1987 hatte der Verband 49 Mitglieder und wuchs rasant auf heute über 200 Mitglieder an. Nicht uner-

wähnt bleiben sollen die diversen CDs und ein Heftchen mit einem geschichtlichen Ortswegweiser, die er hat erstellen lassen, um der Nachwelt die Geschichte seiner Heimat unvergesslich zu machen.

Ein großer Glücksfall war im Jahre 2009 der Erwerb des alten Trafohäuschens hinter dem Brunnen. Auch hier war der Vorsitzende des Pinkenburger Kreises maßgeblich beteiligt. Viele Bürger aus Groß-Buchholz halfen bei der Umgestaltung zum heutigen Bürgerhaus, mit Rat und Tat und natürlich auch mit Spenden. Bei der Einweihung im Spätsommer 2013 waren auch der Ministerpräsident Stephan Weil und der Vorsitzende des Heimatbundes Niedersachsen Heinz-Siegfried Strelow anwesend. Beide würdigten den Pinkenburger Kreis als am stärksten wachsenden Verband im Heimatbund. Ohne Friedrich-Wilhelm Busse und sein Stehvermögen bei der Umsetzung so vieler Projekte wäre Groß-Buchholz ein ganzes Stück ärmer. Als Anerkennung erhielten F.-W. Busse und sein Vorstand zweimal den Bürgerpreis des Stadtbezirksrates. Der niedersächsische Verdienstorden wurde Busse im Jahre 2019 verliehen.

Friedrich-Wilhelm Busse hinterlässt seine Frau Martina, seine Mutter Renate und seine beiden Söhne Georg und Ludwig. Wir trauern mit ihnen und wünschen ihnen Kraft und Zuversicht für die kommende Zeit. Er wird uns immer als Vorbild in guter Erinnerung bleiben.

Hartmut Valentin

Der letzte niedersächsische Landeskunde-Professor

Abschied von Prof. Dr. Hans Heinrich Seedorf

Wer sich mit der Landeskunde Niedersachsens beschäftigt, stößt unweigerlich auf seinen Namen: Prof. Dr. Hans Heinrich Seedorf. Niedersachsen war für ihn nicht nur geliebte Heimat, sondern wurde buchstäblich auch Lebenswerk. Geboren am 20. September 1923 in Sittensen, einem Dorf in

der Nordheide, verschlug es ihn als jungen Mann gleich nach der Schulzeit am Gymnasium Bederkesa als Soldat an die Ostfront, wo er schwer verletzt wurde und lange Zeit in Lazaretten verbrachte.

1946 nahm er ein Studium der Geografie, Geologie, Biologie, Völkerkunde und Ger-

manistik an der Universität Göttingen auf, das er 1952 mit seiner Promotion abschloss. Seedorf blieb in Göttingen und wurde Assistent von Prof. Dr. Kurt Brüning am Institut für Landesplanung und niedersächsische Volkskunde. 1972 habilitierte er sich und wurde Professor am Institut für Niedersächsische Landeskunde an der Universität Hannover. Das Institut leitete er bis zu seiner Pensionierung 1988 – danach wurde es geschlossen, was bei ihm zu „produktivem Zorn“ führte.

Gemeinsam mit seinem Mitarbeiter Hans-Heinrich Meyer erarbeitete er seine wohl wichtigste Publikation, die wie ein Leuchtturm unter seinen Veröffentlichungen hervorragt: Die zweibändige, über 1400 Seiten umfassende „Landeskunde Niedersachsens. Natur- und Kulturgeschichte eines Bundeslandes. Der erste Band erschien 1992 und widmete sich den historischen Grundlagen und der naturräumlichen Gliederung des Landes, der zweite Band über Niedersachsen als Wirtschafts- und Kulturraum erschien 1996.

In seiner neuen Heimatstadt Springe am Deister, wohin Seedorf 1960 mit seiner Familie gezogen war, gründete er bald eine Bürgerinitiative, die sich erfolgreich für die Errichtung eines Gymnasiums in der einstigen Kreisstadt einsetzte. Ebenfalls widmete er sich dem Aufbau eines Heimatmuseums und veröffentlichte (gemeinsam mit Heinrich Kalisch) die Bücher „Zeitzeugengeschichte von Springe“ und „Alte Springer Häuser erzählen ihre Geschichte“.



Hans Heinrich Seedorf

Auch nachdem sich die Heimatbundes-Ortsgruppe Springe auflöste, hielt Prof. Dr. Seedorf dem HBN als Einzelmitglied weiterhin die Treue. Am 4. April ist er nun im Alter von 96 Jahren verstorben. Seine Liebe zu Niedersachsen spiegelte sich noch in der Traueranzeige wider: Seine Kinder hatten veranlasst, dass hinter seinem Foto die Konturen unseres Bundeslandes zu sehen sind. Der Heimatbund Niedersachsen wird ihn als langjähriges verdientes Mitglied und freundlichen, angenehmen Menschen in dankbarer Erinnerung behalten.

Heinz-Siegfried Strelow

Das Volksbegehren zur Artenvielfalt in Niedersachsen geht an den Start

Unterschriftenlisten können von Gruppen und Mitgliedern beim HBN angefordert werden

Am 26. Mai unterzeichneten die Niedersächsische Landesregierung, die Landwirtschaftskammer, das Landvolk, der NABU und BUND ein Rettungspaket für mehr Ar-

tenvielfalt in Niedersachsen. Dieses sieht ab 2021 zusätzliche jährliche Finanzmittel im zweistelligen Millionenbereich vor und wird in Naturschutzmaßnahmen fließen.

Der Artenschwund ist eines der größten Umweltprobleme unserer Zeit. Dabei sind Artenvielfalt und intakte Ökosysteme die Grundlage unseres Lebens. Sie sorgen für saubere Luft, gesunde Ernährung und viele Rohstoffe, die wir zum Wirtschaften brauchen. Mehr Artenvielfalt gibt es nicht durch wohlwollende, aber unverbindliche Absichtserklärungen, sondern nur über klare rechtliche Regelungen. Dafür braucht es ein neues Naturschutzgesetz, und das Volksbegehren ist der Weg, wie Bürgerinnen und Bürger selbst Gesetze in den Niedersächsischen Landtag einbringen können.

Der Heimatbund Niedersachsen (HBN) unterstützt das Volksbegehren „Artenvielfalt Niedersachsen“ und ruft seine Mitglieder zur Teilnahme an der notwendigen Unterschriftensammlung auf. Aus versandtechnischen Gründen ist es uns aber nicht möglich, jedem HEIMATLAND-Heft einen Unterschriftenbogen für das Volksbegehren beizulegen. Deshalb bitten wir alle Gruppen oder auch Einzelmitglieder, die sich an der Unterschriftensammlung beteiligen möchten, sich in der HBN-Geschäftsstelle zu melden. Sie können dort unter Tel. 0511/32 34 90 oder per E-Mail (info@heimatbund-niedersachsen.de) Listen in der von Ihnen gewünschten Anzahl kostenfrei anfordern.



Weitere Informationen sind erhältlich im Koordinationsbüro des Volksbegehrens c/o NABU Niedersachsen, Tel. 0511/91 105-33 oder 91 105-22; E-Mail: koordination@artenvielfalt.jetzt.de *HL*

Zu Heimatland Nr. 2/2020: Naturschutz und Kulturlandschaft

Replik auf die Ergänzungen von Dr. Sebastian Dittrich zu meinem Beitrag aus Heft 1/2020

In einem Punkt stimmen Dr. Dittrich und ich gewiss überein: Es muss substanzielles für den Artenschutz getan werden. Wer meinen Hof in Langenhagen kennt, kann dort einige Bemühungen in dieser Hinsicht sehen. Gleichwohl bin ich wegen zwei Punkten in Dr. Dittrichs Beitrag nicht zufrieden.

1. Dr. Dittrich hat zwar unbedingt recht, dass es für insektenfressende Vögel belanglos ist, welche Art sie da gerade verspeisen, wenn der Nährwert stimmt. Im Sinne des Artenschutzes ist es aber **nicht** belanglos. Polemisch gefragt: Sollen nur häufige Ubiquisten überleben und seltene Ar-

ten können dafür gern geopfert werden? Es müssen also Wege gefunden werden, möglichst vielen Arten Lebensraum und Überleben zu sichern. Das gilt für Fauna **und** Flora und nicht nur für meine Lieblingsart.

2. Dr. Dittrich hat vermutlich ökologisch geprägte Vorstellungen von Landwirtschaft. Möglicherweise ist ihm fast jeder Eingriff des Menschen – hier Landwirt – in die Natur, schon ein Schritt vom rechten Pfad weg, wenn er von „ausgeräumter, verspritzter, stickstoffüberfrachteter Ödnis“ spricht. Diese wird hauptverant-

wortlich durch die intensivierete Landwirtschaft seit vielen Jahren erzeugt. Damit dürften die Betriebe angesprochen sein, die zu über 80% mehr oder weniger „konventionell“ wirtschaften. Seit vielen Jahren zugewachsene Einschränkungen und im Rahmen „guter fachlicher Praxis“ eingeführte Maßnahmen gegen „Ausräumen, Verspritzen und Überdüngen“ lässt er leider außen vor. So ist es eben: Was man nicht kennt, das sieht man auch nicht! Und da Herrn Dr. Dittrich das „halbwegs sachlich bleiben“ schwer-

fällt, wird er wohl auch keinen Sinn für Kompromisse, für das gemeinsame Suchen nach besseren Wegen haben, die zugleich die Aufgabe der Landwirtschaft, nämlich Millionen Menschen mit Nahrung zu versorgen, berücksichtigen. Die größte Artenvielfalt – wenn man von Lebewesen absieht, die dem Ackerbau und der Viehzucht gefolgt sind – hat es bei uns wohl zur Zeit der Jäger und Sammler in der Mittleren Steinzeit gegeben. Na, denn man tau!

Hans-Jürgen Jagau

Altsächsischer Name für eine spätmittelalterliche Siedlung?

Anmerkungen zu Dr. Adolf Peeck: „Woher kommen Namen wie Nordsehl, Wiedenbrück oder Wiedensahl“ in HL Heft 2/2020

In dem von Dr.-Ing. Adolf Peeck genannten Aufsatz in HL Heft 9/2009 zur Bedeutung des Namens Wiedensahl hatte ich die Deutung „geweihter, heiliger See“ des Pastors Hahn von 1898 zurückgewiesen und stattdessen „feuchte, mit Weiden bewachsene Stelle“, kurz „Weidenteich“ vorgeschlagen. Gegenüber den „Schaumburger Nachrichten“ erklärte Dr.-Ing. Peeck, „Weidenteich“ als Namensdeutung sei – fast – eine Beleidigung.

In 2010 schrieb ich an Prof. Dr. Jürgen Udolph mit der Bitte um seine Hilfe. Dieser verwies in seiner Antwort vom 20.9.10 auf das „Standardwerk“ von Dr. Wolfgang Laur: „Die Ortsnamen in Schaumburg“, als Heft in der Reihe „Schaumburger Studien“ 1993 erschienen (den ich mit zitiert hatte): „Es gibt nur eine richtige Lösung, das ist: Wasserloch bei Weiden“. Gleichlautend äußerte sich Prof. Udolph am 29.12.2010 in Radio Niedersachsen in der Reihe Ortsnamen. Dr.-Ing. Peeck findet diese Deutung als noch empörender. Nun, die Deutung „heiliger See“ hat er inzwischen aufgegeben. Nach einem

Zwischenschritt nun: „Herrenland im Wald“.

Als Beleg führt Dr.-Ing. Peeck eine ganze Palette von altsächsischen Wörtern an, entnommen aus Arbeiten zu altsächsischen Personen- u. Ortsnamen. Auch ein althochdeutsches Wörterbuch führt er an, als Vergleich sogar eine englische Vokabel. Doch mit keinem Wort hinterfragt er, ob Wiedensahl überhaupt in altsächsischer Zeit entstanden ist. Er will das mit dem Rückgriff auf die ältere Sprache ja beweisen oder zumindest nahelegen.

Wiedensahl ist 1253 erstmals urkundlich erwähnt. Da hatte sich das Altsächsische längst zum Mittelniederdeutschen weiterentwickelt. In fast allen Urkunden im 13. bis 15. Jahrhundert wurde der Ort als „widensole“ (zum Teil mit „y“ in der ersten Silbe, aber nie mit „a“ in der letzten Silbe) bezeichnet, danach mit Wiedensahl, zum Teil auch mit Weidensahl (ausführliche Darstellung: siehe im Literaturverzeichnis). Unbestritten ist das Hagenhufendorf um 1250 angelegt worden – mit einem großen „Teich“ auf dem Dorfanter. Nach einer um 1600 niedergeschrie-

benen mündlichen Überlieferung war dort „anfänglich“ nur ein Ziegenstall, also ein Einzelhof. Es ist reine Fantasie zu vermuten, dieser Stall sei nur der Rest eines vorherigen herrschaftlichen Hofes gewesen. Warum hat die Überlieferung einen Ziegenstall, nicht aber einen imposanten Hof für erinnerenswert befunden?

Wir wissen nicht, wer den Namen „widensole“ prägte, ob besagter Ziegenhirte, Bauern in der Umgebung oder ein Grundherr. Aber er wählte sicher die Wörter, die er kannte und fragte nicht, was „die alten Sachsen“ wohl gesagt hätten (er wusste es eh nicht). Wie wir aus zeitgenössischen Dokumenten, unter anderem der Hanse, und literarischen Zeugnissen wissen, wurde zwischen „sol“ und „sal“ unterschieden, der Vokal war also nicht austauschbar. Man hätte sonst ja nicht zwischen einem Teich und bestimmtem Ackerland differenzieren können. Außerdem waren die Weiden am Rande des Ziegenhofes vom nahen vorbeiführenden Verbindungsweg zwischen dem Helweg am Sandforde, Stadthagen und Windheim an der Weser wohl gut sichtbar. Ackerland hatten die anderen Dörfer im Wald auch (zum Beispiel Emmingehusen „harte vor Weidensaall“). Außerdem war das Fronhof-System, von dem Dr.-Ing. Peeck schreibt, längst durch andere Formen der Landbewirtschaftung abgelöst worden.

Ein „Wasserloch“, eine verschlammte Niederung soll namensgebend gewesen sein? Im Laufe der Jahrtausende waren Unmengen an Laub, Blüten und Früchten in das – in der Eiszeit entstandene – Gewässer gefallen, es bildete sich immer mehr Schlamm. In der Zeit vor der Minereraldüngung nutzte man diesen als Dünger für den Acker. Noch im 19. Jahrhundert erzielte die Gemeinde Wiedensahl Einnahmen aus dem Verkauf von „Erde aus dem Sahl“, also teilgetrocknetem Schlamm, und in wenigen Jahren auch aus der Verpachtung des Fischereirechts. Trotz Aufforderung benannte Dr.-Ing. Peeck nicht

die Quelle für die Information, dass das Kloster Loccum in Wiedensahl Karpfen für die Fastenzeit züchtete. Ich kenne sie nicht.

Ins Leere läuft Peecks Hinweis auf die Holzmarke zu Wiedensahl, denn diese umfasste ja nicht das Ackerland, sondern den gemeinsam genutzten Wald und die Viehweide. Der „Holzgraf“ war nicht der Beherrscher eines kleinen Landkreises, sondern Richter in Streitfällen beim Weideauftrieb, Holzeinschlag und Plaggen schlagen. Widensole ist dabei erstmals 1318 als Teil eines bis zur Weser reichenden Gebietes genannt. Es ist unwahrscheinlich, dass vor der Gründung des Dorfes Widensole die Holzgerichte in der Nähe des Ziegenhofes stattfanden.

Zur Deutung der vielen anderen Ortsnamen, die Dr.-Ing. Peeck nennt, kann man nur etwas sagen, wenn man deren frühe Urkunden kennt.

Noch etwas muss ich anmerken: Am 14.3.2015 hatte ich in Wiedensahl einen Vortrag zur Namensdeutung gehalten. In der anschließenden, lebhaften Diskussion fragte ein Anglist, der im Studium auch altenglisch (= altsächsisch?) gehört hatte, ob man Wiedensahl nicht auch als „Salland im Wald“ deuten könne. Zur Untermauerung schickte er am 17.3.15 Peeck und mir eine Mail, „Gedankensplitter, vorläufige Überlegungen, ohne Wahrheitsanspruch, vielleicht abwegig“. Dr.-Ing. Peeck schrieb nun diese Mail ohne die einschränkenden Bemerkungen wortwörtlich ab und stellte drei eigene Absätze voran (= 15% des Aufsatzes) – ohne den Verfasser zu benennen.

Adolf Ronnenberg, Hannover

Literatur vom Autor:

In Heimat-Netz.de/Heimatkissen:

Leitet sich der Name „Wiedensahl“ aus dem Altsächsischen ab? 2015

Von der Holzmarke zur Genossenschaftsforst in Wiedensahl. 2015

Im Niedersächsischen Online-Archiv: Die Geschichte des Kellereihofes in Wiedensahl. 2013

Leserbrief und Anfrage vom 2. Mai 2020 von Klaus Lorenz

Liebes Redaktionsteam des „HEIMATLANDes“, in den vergangenen Wochen habe ich den Nachlass meines Bruders, der vor einiger Zeit verstarb, durchgesehen. Unter anderem fand ich auch ältere Jahrgänge der Zeitschrift „HEIMATLAND“. Im Heft 1/1993 stieß ich auf einen Beitrag: „Henneke Knecht – ein niederdeutsches Volkslied aus der frühen Neuzeit“. Darin stand die Bemerkung, die Melodie des alten Liedes sei (leider) verlorengegangen. Vielleicht haben Sie damals nach Erscheinen eine Lesereaktion – die Melodie betreffend – erhalten, und die Sache ist längst vergessen.

Jedenfalls ging mir beim Lesen der Zeilen durch den Kopf: Dieses Lied ist dir irgendwann schon einmal begegnet; ich hatte auch ein Notenbild vor Augen. Tatsächlich fand ich dann in einem meiner Bücher (H. Gagla, Das plattdeutsche Liederbuch, München und Zürich 1982, S. 79) dieses Lied auch wieder. Und dort heißt es, dass „Henneke Knecht“ gar keine eigene Melodie hatte, sondern nach der eines anderen alten Liedes gesungen wurde.

Ihr Artikel liegt nun lange zurück, und meine Entdeckung ist sicher etwas Nebensächliches. Für den Fall, dass es Sie dennoch in-

teressiert, füge ich eine Kopie der Buchseite bei. Als ich mich daransetzte, Ihnen meine Entdeckung mitzuteilen, fiel mir noch etwas ein, das mich seit Langem beschäftigt. Vielleicht können Sie weiterhelfen.

Es geht um die drei Initialen A E F, die bisher nicht aufgelöst sind. Sie sind verbunden mit der Jahreszahl 1724 und der Abbildung einer Krone. Die weiteren Umstände legen nahe, dass die Initialen eventuell einer Person des Hofstaats des hannoverschen Kurfürsten und englischen Königs Georg I. zugeordnet werden könnten. In meiner Vermutung wurde ich bestärkt, als ich bei der Lektüre der Heimatland-Hefte in einem Artikel entdeckte, dass die Offiziere des hann. Garderegiments im 19. Jahrhundert an ihrer Uniform die Initialen E A R trugen. Das wird dort mit „Ernst August Rex“ aufgelöst. Offensichtlich waren solche Initialen über die Zeiten hinweg nicht unüblich.

Können Sie mit Ihren Verbindungen weiterhelfen und mir einen Hinweis geben, wer sich mit dem früheren Hofleben in Hannover und den (weniger bekannten) Internas auskennt?

Hinweise bitte an:

Klaus Lorenz, Hundsrück 8, 77955 Ettenheim.

Unsere Gruppen berichten

Bad Pyrmont: Gemeinschaftsprojekt Hummelpfad

Die beunruhigenden Nachrichten über Insekten-, Arten- und Waldsterben rütteln uns alle seit Jahren wach und sind erschreckend in den sichtbaren Auswirkungen. Das Wort Bienensterben beunruhigt nicht nur die besorgten Imker, Landwirte und Naturschützer. Die

vielen anderen Insekten sind für das Funktionieren des Öko-Systems ebenso wichtig. Ein Umdenken hat eingesetzt und bereits viele gute Initiativen und Schutzmaßnahmen auf den Weg gebracht, wie z.B. das landesweite Bündnis für Artenvielfalt ([136](https://www.arten-</p></div><div data-bbox=)

vielfalt-niedersachsen.jetzt/buendnis), Blühstreifen, Projekte zum Schutz für Bienen, usw.

So entstanden 2019 erste Planungen für einen „Hummelpfad“ in Bad Pyrmont. Eine geeignete Fläche wurde durch das Nds. Staatsbad Pyrmont zur Nutzung und Umsetzung für den „Hummelpfad“ freigegeben: Sie liegt im Bergkurpark, dem oberen Teil des historischen Kurparks von Bad Pyrmont, (dessen unterer Teil als Kurpark u.a. mit dem berühmten Palmengarten sicher bekannter ist). Der „Hummelpfad“ entsteht nun in direkter Nachbarschaft zu einem weiteren Projekt in Bad Pyrmont, einem „Essbaren-WildkräuterPark“ (der zweiten Ewilpa-Anlage in Deutschland überhaupt). Initiator der Stiftung „EssbareWildpflanzenParks“ ist Dr. Markus Strauß. Mehr Information: <https://www.ewilpa.net>

Außerdem hat die NAJU an dieser Stelle ihren Treffpunkt, wo rund um die NAJU-Hütte der NABU Bad Pyrmont vor allem mit Kindern immer wieder Aktivitäten durchgeführt.

Der NABU Bad Pyrmont hat mit dem Expertenwissen von Klaus Kuttig die Konzeption für den Hummelpfad in Bad Pyrmont erstellt: An sechs Stationen ist Wissenswertes über Hummeln auf Informations-Tafeln zu erfahren. Praktischen Anschauungsunterricht vermitteln zudem das Insektenhotel, das Hochbeet, ein Totholzhaufen, eine Ackerbrache, eine Steinmauer und eine Wildhecke. Die in Deutschland vorkommenden ca. 40 Hummelarten haben unterschiedliche Bedürfnisse an ihre „gute Stube“ (Habitat), wo sie Staaten bilden und überwintern können. Auch die Hummel braucht unseren Schutz sowie Unterstützung, denn viele Hummelarten stehen bereits auf der roten Liste. Die praktischen Beispiele entlang des Hummelpfades sollen zur Nachahmung im eigenen Garten anregen, denn sie machen in Summe einen großen Anteil der Grünflächen in Deutschland aus.

Auch die Ortsgruppe Heimatbund Bad Pyrmont im HBN e.V. ist am Hummelpfad



Hummelpfad-Helfer bei der Pressekonferenz zum Hummelpfad; Bildquelle: Adelheid Ebbinghaus

beteiligt: Als Verein konnten wir bei der Niedersächsischen BINGO-Umweltstiftung Fördergelder für das Projekt „Hummelpfad“ beantragen und freuen uns sehr über die Zusage von 3000 €! Danke an die Niedersächsische BINGO-Umweltstiftung! Besonders freuen wir uns darüber, dass es viele Unterstützer und helfende Hände in diesem Gemeinschaftsprojekt „Hummelpfad“ gibt. Sie sind auf der Homepage der Ortsgruppe Bad Pyrmont nachzulesen <https://www.heimatbund-badpyrmont.de>

Trotz der Erschwernisse durch die Corona-Krise ist es in gemeinsamer Anstrengung gelungen, das Projekt in die Tat umzusetzen. Ende Juni 2020 soll es fertiggestellt und der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Aber schon jetzt gibt es viele interessierte Spaziergänger, die neugierig nachfragen, was dort entsteht. Eine von den Rotariern finanzierte Sitzgruppe lädt zum Verweilen ein und wertet dieses Terrain im Bergkurpark um ein weiteres Element auf.

Warum sollte es ein Projekt mit dem Namen „Hummelpfad“ sein? Die fleißige Biene ist als Bestäuberin und Honigproduzentin schon gut bekannt. Auch hat sich



Hummel auf Margerite

das Wissen um die Wichtigkeit aller kleinen Lebewesen für ein gesundes Öko-System herumgesprochen. Die Hummel als Sympathieträgerin kann die Wichtigkeit der Insekten als unersetzliche Bestäuber für Blüten- und Nutzpflanzen sehr gut ergänzen: Besonders für die Früh- und Spätblüher ist die Hummel wichtig, denn sie kann schon bei Temperaturen von 2–4°C ausfliegen, Bienen schaffen das erst ab 10°C. Der lateinische Gattungsname für Hummeln „*Bombus*“ bedeutet „Brummen“, welches durch schnelle Muskelbewegungen zur Erwärmung des Hummelkörpers entsteht. Der Komponist Nikolai Andrejewitsch Rimski-Korsakow hat dieses Geräusch und die virtuellen Flugmanöver der Hummel musikalisch in dem bekannten Musikstück „Der Hummelflug“ umgesetzt. Hummeln wurden am Mount Everest bis in Höhen von 5000 m entdeckt.

Sie können bis 20 km schnell fliegen, sind aber meist deutlich langsamer unterwegs, um ihre Lieblingsblüten zu entdecken. Das sind u. a. wilder Dost, Baldrianblüten, Glockenblumen, Akelei, Beinwell (Comfrey), Goldlack, die unscheinbaren Blüten der Melisse und viele mehr.

Ein Phänomen hebt die Hummel vor allen anderen Insekten heraus: Das sogenannte „Hummel-Paradoxon“. Demzufolge sei die Hummel eigentlich zu schwer für die Größe ihrer Flügel und könne somit nicht fliegen. Dass sie es nach den Gesetzen der Aerodynamik doch kann, liegt an ihren Flügeln: Sie sind nicht starr. Ein im Flügel integriertes Gelenk erzeugt Wirbel und somit den nötigen zusätzlichen Auftrieb. Diese besondere Fähigkeit ist eine wunderbare Metapher: Angesichts der vielfältigen Bedrohungen für Biene, Hummel & Co ist jeder zusätzliche Auftrieb für Schutz und Unterstützung der Insekten so nötig und wichtig! Man muss sogar so weit gehen und sagen, überlebenswichtig für uns Menschen! Denn ohne Bestäubung gibt es weder Obst noch Gemüse. Die Hummel ist nicht nur Sympathieträger, sondern ein großer Ermutiger für das Gelingen von Natur- und Umweltschutz angesichts vieler Bedrohungen und Herausforderungen.

Der Heimatbund Bad Pyrmont freut sich außerordentlich, ein Teil des zusätzlichen Auftriebs zu sein, der für Biene, Hummel & Co als Gemeinschaftsprojekt „Hummelpfad“ in Bad Pyrmont entsteht und letztlich für uns alle da ist. Wir freuen uns sehr auf viele interessierte und freundliche Besucher, vor allem solche mit Flügeln, die mit Saugrüsseln Pollen sammelnd unterwegs sind.

Gronau: Neue Ortsgruppe gegründet

Ungewöhnliche Zeiten verlangen ungewöhnliche Maßnahmen: In den hoffentlich bald endenden Zeiten der Corona-Pandemie hatten sich einige Bürger – den Zielen des

Heimatbundes Niedersachsen e.V. verbunden – zusammenfinden wollen, um eine Ortsgruppe Gronau (Leine) zu gründen. Corona verhinderte, dass sich die Mitglieder

persönlich treffen konnten und so wurde erstmals eine Ortsgruppe „elektronisch“ am 3.3.2020 ins Leben gerufen.

Aus der Mitte der künftigen Mitglieder wurde ordnungs- und satzungsgemäß eine Ortsgruppe mit örtlicher Satzung gegründet. Ein Vorsitzender, ein Schriftführer, ein Schatzmeister und ein Beisitzer wurden einstimmig gewählt. Ein Konto für die Ortsgruppe wurde eingerichtet und weitere Schritte wurden unternommen, um die neue Gruppe nach außen hin korrekt vertreten zu können.

Die Aktivitäten der neuen Gruppe wurden vom Vorstand des Heimatbundes Niedersachsen e.V. tatkräftig unterstützt und Frau Geschäftsführerin Schwallach führte uns kundig und hilfreich durch die organisatorischen und rechtlichen Klippen der Gründung der Ortsgruppe. Alle bisher beigetretenen Mitglieder wünschen sich die Zusendung der Zeitschrift HEIMATLAND an ihre eigenen

Adressen. Nachdem das Präsidium des Heimatbundes Niedersachsen e.V. der Gründung, dem Gründungsprotokoll und der örtlichen Satzung (weitgehend angelehnt an die Satzung des HBN e.V.) zugestimmt hat, freuen sich die bisher zehn Mitglieder darauf, zunächst mit einem Thema aktiv zu werden, das ihnen besonders am Herzen liegt.

Im Westen der Stadt Gronau (Leine), Richtung Eime soll auf einem Teil der Feldmark, von alters her „Aßmer Feld“ (auch: „Assumer Feld“, „Aaasmer Wiesen“ und „Aassmer Feld“) genannt, eine Windkraftanlage entstehen, mit acht Einzeltürmen, jeweils 240 m hoch. Nach Abwägung von Gründen, die für die Energiewende vorgebracht werden und der Betrachtung des hier konkret vorgesehenen Standortes ist die Ortsgruppe Gronau zum Schluss gekommen, gegen diesen Standort zu streiten. (Siehe hierzu auch den Beitrag auf S. 114.) *Jörg Meyer-Gruhl*

Hänigsen: Historische Teerkuhle gesichert

Die 1986 freigelegte und restaurierte Hänigser Teerkuhle ist der einzige voll ausgezimmerte Ölschacht in Deutschland, der noch offen ist und aus dem bis heute durch Abschöpfen Erdöl gewonnen werden kann. Als eines der ältesten Erdölvorkommen Norddeutschlands, 1546 von dem Geologen Georg Agricola urkundlich erwähnt, stellt die Grube quasi das Herz des Bodendenkmals „Teerkohlenberg“ dar. Im vergangenen Spätherbst stellten die „Teerkerle“ bei routinemäßigen Instandhaltungsarbeiten fest, dass ein hölzerner Querbalken durchgebrochen war. Um die Stabilität der Holzverschalung statisch gegen den allseitigen Erddruck zu sichern, wurde gleich nach Öffnung der Grube im Frühjahr ein Ersatzbalken aus Eichenholz eingebaut (s. Foto). Eine würfelförmige Probe des geborstenen Kantholzes der Seitenlänge 12 cm war gleich nach der Bergung des Teiles zwecks einer dendro-



Teerkerl Thomas Degro vor dem Einbau des neuen Balkens in die Verschalung der Teerkuhle, Foto: S. Auerbach Teerkuhlenmuseum

chronologischen Altersbestimmung nach Berlin ins Deutsche Archäologische Institut geschickt worden. Die fachliche Beratung erfolgte durch Experten der Unteren Denkmalschutzbehörde Hannover. Auch wenn das Alter der aktuellen Probe wegen einer zu geringen Anzahl an Jahresringen nicht bestimmt werden konnte, soll nach Beratung und Rücksprache mit der Denkmalschutzbehörde ein erneuter Versuch zur Altersdatierung an einer größeren Probe aus einer

der verschütteten Nachbargruben ins Auge gefasst werden. Es bleibt also spannend auf dem Kuhlenberg.

Info: Ansprechpartner für Führungen sind: Manfred Kindel, Telefon (05147-8181), E-Mail waltraud.kindel@web.de; Thomas Degro, Telefon (05136-9723700), E-Mail: thomas.degro@t-online.de; Rudolf Baumeister, Telefon (05136-4314), rudolfbaumeister@web.de.

Thomas Degro

Sehnde: Historische Straßenschilder strahlen in neuem Glanz



Schatzmeisterin Ursula Ostmann und Vorsitzender Heinz-Stegfried Strelow präsentieren das erneuerte Schild für die Maschwiese.

Auf Initiative der Sehnder Heimatbundgruppe wurden jetzt zwei von sieben historischen handgeschnitzten Straßentafeln mit frischer Farbe erneuert. Die im Ortsbild charakteristischen Straßenlegenden hatte in den 60er Jahren der langjährige Heimatbundschriftführer und Hobbykünstler Karl Palm (1898–1975) geschaffen. Die Zahl der Tafeln war ursprünglich noch größer, aber die Motive für die Bismarckstraße, das Stadion und Klein-Bolzum wurden durch Vandalismus zerstört.

An den Eichen-Schnitzwerken, die Motive zum jeweiligen Straßennamen zeigen – beim

Stettiner Weg z.B. ein Schiff – hat im Lauf der Jahrzehnte zudem der Zahn der Zeit genagt. Bereits in den vorigen Jahren wurden einige Tafeln daher restauriert oder durch HBN-Vorstandsmitglied Karl-Heinz Schönrock komplett erneuert.

Nun galt es, die Tafeln „Bahnhofsstraße“ und „Maschwiese“ farblich wieder aufzufrischen. Diese Aufgabe übernahm der Uetzer Restaurator Hendrik Seidel, der schon vor zwei Jahren eine Tafel wiederhergestellt hatte. Dabei beseitigte er zugleich teilweise auftretenden Schimmelpilzbefall.

Heinz-Siegfried Strelow



Restaurator Hendrik Seidel schraubt eine sanierte Tafel an.

Unsere Gruppen kündigen an

Gruppe Bokeloh

Aufgrund der Corona-Pandemie haben wir alle Fahrten und Veranstaltungen abgesagt. Wenn wir neue Informationen haben und wieder Veranstaltungen und Gruppenabende durchführen dürfen, ohne die Gesundheit unserer Mitglieder zu gefährden, werden wir rechtzeitig über Presse, Aushang im Dorfladen und Info-Zettel informieren.

Gruppe Gestorf

Wir hatten uns so darauf gefreut und es sollte auch etwas Besonderes werden: Am ersten Juli-Sonnabend im Jahre 2020 das 20. Calenberger Treckertreffen. Leider macht das Corona-Virus diesen Plan zunichte, denn derartige Großveranstaltungen sind bis Ende August 2020 nicht zugelassen. Wir wollen die Teilnehmer und Gäste nicht gefährden und haben deshalb diese Traditionsveranstaltung abgesagt. Vorbehaltlich behördlicher Einschränkungen halten wir aber an folgenden geplanten Terminen fest:

Sonnabend, 25. Juli, 13 Uhr, Treffpunkt Kirchplatz: Anbringung einer Hausplakette „Alte Gestorfer Häuser erzählen ihre Geschichte“ und dann Radtour ins Calenberger Land, diesmal in die Leineau.

22.–26. August: 5-Tage-Reise ins Salzburger Land mit Ausflugs- und Unterhaltungsprogramm. Mitgliederpreis: nur 329 € für HP im DZ p.P. Evtl. sind noch Restplätze frei, bei Interesse bitte nachfragen unter Tel. 05045-7536.

Freitag, 11. September, 16.30 Uhr ab Kirchplatz: Betriebsbesichtigung der Brotmanufaktur und der Calenberger Backstube in Pattensen. Anmeldung erforderlich unter Tel. 05045-7536.

Sonnabend, 12. September, 13.00 Uhr ab Kirchplatz: Geschichtliche Führung durch Gestorf.

Freitag, 18. September, 19.00 Uhr im Landgasthof zum Weißen Ross, In der Welle 21: Themenabend: Gestorf früher und heute. Dorfbildprägende Gebäude im Fotovergleich.

Neue Bücher

Beiträge zur Hermann-Löns-Forschung

Der Dortmunder Synergen Verlag gibt seit einigen Monaten „Beiträge zur Hermann Löns Forschung“ heraus (ISSN 2629-7884). In der anlässlich seines 105. Todestages am 26. September 2019 gestarteten neuen Buchreihe, werden in der Sekundärliteratur bisher nicht oder nur ungenügend behandelte Aspekte zu Leben und Werk von Hermann Löns sowie von ihm bisher noch nicht in Buchform veröffentlichte Texte erstmals publiziert.

Der Herausgeber und Autor Detlev Münch hat sich besonders durch die Edition von deutschsprachigen so genannten Zukunftsromanen und -erzählungen aus der zweiten Hälfte des 19. und der ersten des 20. Jahrhunderts verdient gemacht, von denen es eine reiche Anzahl gibt.

Der Terminus Science Fiction für diese Literaturgattung setzte sich in Deutschland erst nach dem Zweiten Weltkrieg durch.

Münchs besondere Aufmerksamkeit richtete sich schon vor den „Beiträgen zur Hermann Löns Forschung“ auf den Dichter, der übrigens einer der Väter des 1901 gegründeten Heimatbundes Niedersachsen

war. Wohl nur wenigen dürfte in unserer Zeit bekannt sein, dass Löns utopische Texte geschrieben hat. Detlef Münch hat jetzt im dritten Band der „Beiträge“ diese Thematik aufgegriffen.

Detlef Münch: Der utopische Löns. Die gesellschaftskritischen, politischen und ökologischen Prophezeiungen von Hermann Löns 1890–1914 für das 21. Jahrhundert (Beiträge zur Hermann Löns Forschung; 3). Dortmund: Synergen, 2020. 224 S. mit 24 Abbildungen und 2 Original-Zeichnungen von Löns. Glanz-Paperback, 20 cm x 13,5 cm, 29,80 €, ISBN 978-3-946366-73-7.

Im Kapitel „Lönsutopisches“, das die Hälfte des Bandes ausmacht, druckt Münch 15 Originaltexte ab. Die anderen Kapitel beschäftigen sich mit deren Entstehung, der Interpretation und der Sekundärliteratur. Erstmals werden seine visionären Antizipationen in seinem Gesamtwerk seit 1890 umfassend analysiert.

Löns nimmt Stellung zu negativen gesellschaftlichen, politischen und ökologischen Entwicklungen, von denen er zahlreiche oft satirisch, aber dennoch recht prophetisch und gesellschaftskritisch für die Mitte des 20. Jahrhunderts und das frühe 21. Jahrhundert vorausgesehen hat.

Löns: „Zukünftig wird es nicht mehr darauf ankommen, dass wir überall hinfahren können, sondern ob es lohnt, dort noch anzukommen.“ „Die Natur ist unser Jungbrunnen; schwächen wir sie, so schwächen wir uns, morden wir sie, so begehen wir Selbstmord.“

In einem Kapitel geht Münch auch auf die Versuche des Nationalsozialismus ein, den 1914 kurz nach Kriegsbeginn gefallenen Löns besonders mit seinem „Wehrwolf“ für politische Zwecke als „Künder des Dritten

Reiches“ zu vereinnahmen. Münch: „... eher dürfte der Roman als Widerstandslektüre gegen das entmenslichte NS-Regime geeignet gewesen sein.“ Diesem Thema ist auch der reich illustrierte erste Band der „Beiträge“ gewidmet. Der zweite Band der Reihe enthält eine sehr verdienstvolle Bibliographie.



Detlef Münch: Der missbrauchte Löns im Nationalsozialismus. Die politische Vereinnahmung von Hermann Löns durch die Nationalsozialisten 1923–1945. Dortmund: Synergen, 2019 (Beiträge zur Hermann Löns Forschung; 3). 410 Seiten mit 150 Abbildungen. Bibliophile Hardcover-Ausgabe mit Leseband. 49,80 €, ISBN 978-3-946366-71-3.

Inhalt: Der missbrauchte Löns
Vorspuk: Der Wehrverband „Wehrwolf“
Hermann Löns, die Wolfsangel und das Hakenkreuz



Hermann Löns im Spiegel „seines“ Gedenkbuches
Hermann Löns und Walther Darré
Hermann Löns und Alfred Rosenberg
Hermann Löns und Bernhard Rust
Hermann Löns und Joseph Goebbels
Hermann Löns und Adolf Hitler
Hermann Löns und Hermann Göring
„Kraft durch Freude“ mit Hermann Löns
Hermann Löns und Heinrich Himmler
Nachspuk: „Der Wehrwolf“ im Weltkrieg
NS-Mythos Löns

Detlev Münch: Kommentierte und illustrierte Bibliographie der Bucherausgaben der 540 Erzählungen von Hermann Löns 1901–2020. 3. überarbeitete, erweiterte und aktualisierte Auflage. Dortmund: Synergen. 2020 (Beiträge zur Hermann Löns Forschung; 3). 150 S. mit 17 farbigen und 70 s/w Coverabbildungen und Textillustrationen der Vorkriegsausgaben. Glanz-Paperback, 20 cm x 13,5 cm, 29,80 €, ISBN 978-3-946366-72-0.

<http://www.synergenverlag.de/Hermann-Loens>

Georg Ruppelt

HEIMATLAND Zeitschrift des Heimatbundes Niedersachsen e. V., gegründet 1901.

Redaktion: Heinz-Siegfried Strelow,
Dr. Georg Ruppelt, Edzard Schönrock,
Karl-Heinz Schönrock

Redaktionelle Mitarbeit: Wilfried Otto

Beiträge werden erbeten an:
Heimatbund Niedersachsen,
Groß-Buchholzer Kirchweg 73, 30655 Hannover
Telefon (05 11) 32 34 90,
Telefax (05 11) 3 63 29 32,
E-Mail: info@heimatbund-niedersachsen.de,
www.heimatbund-niedersachsen.de

Sprechzeiten der Geschäftsstelle:
Dienstag bis Freitag 9 bis 12 Uhr.
Die Öffnungszeiten können abweichen und
sind auf unserer Homepage ersichtlich!

Redaktionsschluss für Heft 4/2020:
10. August 2020

Bankverbindung: Hannoversche
Volksbank, BIC VOHADE2HXXX,
IBAN DE85 2519 0001 0030 484000

Erscheinungsweise: Viermal jährlich
Ende März, Juni, September und Dezember.
Der Bezugspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag
abgegolten.

Gesamtherstellung: Druckhaus Köhler GmbH,
Siemensstraße 1–3,
31177 Harsum,
Tel.: (051 27) 90 20 4-0,
Fax: (051 27) 90 20 4-44,
E-Mail: info@druckhaus-koehler.de

ISSN 2364-9917



Heimatbund Niedersachsen e.V., Groß-Buchholzer Kirchweg 73, 30655 Hannover
Postvertriebsstück H 3645, Entgelt bezahlt, Deutsche Post AG



Foto: Bad Pymont_ Großer Schillerfalter ganz nah gekommen, Bildquelle: Adelheid Ebbinghaus